

Hartwig Weber

die opfer des kolumbus 500 jahre gewalt und hoffnung

sachbuch
rororo

geschichte und gegenwart südamerikas -
historische berichte, kommentare, bilder



Die Herausforderung der Legenden

«Als Christoph Kolumbus den Sprung wagte, die Welten westlich des bekannten Teiles unserer Welt zu durchqueren, hatte er hiermit die Herausforderung der Legenden angenommen. Furchtbare Stürme würden mit seinen Schiffen wie mit Nußschalen spielen und sie in den Schlund der Ungeheuer werfen, die große Seeschlange der finsternen Meere würde, nach Menschenfleisch lechzend, auf der Lauer sein. Es fehlten nur noch tausend Jahre daran, daß das läuternde Feuer des Jüngsten Gerichts die Welt verheerte, wie die Menschen des 15. Jahrhunderts glaubten.»

(E. Galeano: Die offenen Adern Lateinamerikas, Wuppertal 21976, S. 20).

Unruhige, unsichere Zeiten voller Zerrissenheit und Widersprüchlichkeit, die ihre Menschen, auch die des beginnenden 16. Jahrhunderts, in immer neues politisches und religiöses Elend stürzten. Da geriet auch das Weltbild insgesamt ins Wanken. Die Erde sollte auf einmal nicht länger als flaches, begrenztes Stück Land gelten. Innerhalb einer einzigen Generation wich mittelalterliche Enge und Überschaubarkeit neuen, überraschenden, herausfordernden Horizonten. Welt - das waren bisher das Mittelmeer, Europa und die Küsten Afrikas und Asiens gewesen; ihre letzten Orientierungsmarken: die «Säulen des Hekules», hinter denen sich der Ozean in seiner Weite verlor. Daran hatte auch die Tatsache, daß die Kugelform der Erde theoretisch längst erkannt war, nichts geändert.

Und doch lag die Schlußfolgerung, daß eine Westfahrt nach Ostasien und Indien möglich sei, in der Luft. Aufmunternd schrieb der Florentiner Gelehrte Paolo dal Pozzo Toscanelli (1397-1482) an Kolumbus:

«Ich lobe Eure Absicht, nach Westen zu fahren, und ich bin überzeugt, ... daß der Weg, den Ihr nehmen wollt, nicht so schwierig ist, wie man denkt. Im Gegenteil ... Und seid gewiß, mächtige Könige anzutreffen, viele volkreiche, wohlhabende Städte und Provinzen zu finden, die an jener Art von Edelsteinen Überfluß haben. Und es wird die Könige und Fürsten, die in jenen entfernten Ländern herrschen, hoch erfreuen, wenn man ihnen einen Weg bahnt, um mit den Christen in Verbindung zu treten und sich von ihnen in der katholischen Religion und in allen Wissenschaften, die wir besitzen, unterrichten zu lassen ...»

(Toscanellibriefe 1474 und 1480, in: Geschichte in Quellen, Band 3, bearbeitet von F. Dickmann, München 1966, S. 40).

Aber reichte dies schon aus, das öffentliche Bewußtsein zu bewegen? Gemunkelt wurde viel: Portugiesische Seefahrer wollten, fast 3000 Kilometer westlich der Kapverden, im Meer ein sonderbar bearbeitetes Stück Holz aufgefischt haben, das, bei Westwind, gewiß von irgendeiner entfernten und geheimnisvollen Insel herangetrieben worden war. Unbekanntes Schilfrohr, das in Europa noch niemand gesehen hatte, fanden sie, und andere entdeckten gar die Leichen zweier Männer, die die Wellen ans Land spülten, und die Leichen hatten «viel breitere Gesichter und ein ganz anderes Aussehen als die

Christen».

Aber die Realisten pochten auf ihren gesunden Menschenverstand. So etwa die Sachverständigen am spanischen Hof, denen Kolumbus die Pläne seiner Westfahrt vortrug:

«Sie setzten auch hinzu, wer nach dem Vorschlag des Columbus direkt nach Westen segeln wolle, würde dann nicht wieder umkehren können, denn gesetzt die Welt sei rund, so fahre man in Richtung Westen bergab und verlasse die von Ptolomaeus beschriebene Halbkugel; dann müsse man auf der anderen Seite auch wieder nach oben fahren, was für Schiffe unmöglich sei.»

(B. de las Casas: Historia I; in: Geschichte in Quellen, Band 3, S. 41)

Schließlich siegten jedoch die Phantasten und Abenteurer. Zu verlockend war die Kunde von schillernden Schätzen und Reichtümern in jenen geheimnisvollen fernen Ländern und Kontinenten.

Marco Polos Nachricht klang auch Kolumbus im Ohr: «Die Bewohner Kipangos besitzen Gold in Hülle und Fülle, und die Minen, in denen sie es gewinnen, sind unerschöpflich ... Auch gibt es auf dieser Insel die reinsten Orientperlen in großer Menge. Sie sind rosafarben, rund und riesig, und ihr Wert übertrifft den der weißen Perlen.» Die Quellen für Pfeffer und Ingwer, Gewürznelken und Muskatnuß, Zimt und Salz, Waffen und Edelmetalle sollten, zum Segen der Europäer, nun direkt angezapft werden.

Das Land, aus dem die Eroberer kamen

Als Kolumbus bei dem spanischen König Ferdinand und Königin Isabella wegen seiner Pläne vorsprach, «hörten sie ihn dann auch an, nahmen seine Bitte zur Kenntnis, aber wegen ihrer Beanspruchung durch den Krieg nur beiläufig ... »

(Las Casas: Historia I, in: Geschichte in Quellen, Band 3, S. 43)

Spanien war gerade mit der «Reconquista», dem Kampf gegen die Mauren und der Wiedereroberung Granadas, beschäftigt. Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien, die ihre Herrschaftsgebiete durch Heirat vereinigt hatten, gelang es 1492, das letzte Bollwerk der Araber auf spanischem Boden niederzuwerfen. Damit war einem achthundertjährigen Krieg ein Ende gesetzt und endlich zurückgewonnen, was einst innerhalb von nur sieben Jahren an die Mauren verloren gegangen war. Granada, wo der mehrhundertjährige Kampf zwischen dem Christentum und dem Islam zu einem Ende kam, wurde nun zum Ausgangspunkt der Entdeckung Amerikas. Die königlichen Schatzkammern waren ausgeblutet. Da setzten die spanischen Könige auf die Karte des Abenteurers Kolumbus.

Bevor die Araber aus Spanien vertrieben wurden, hatten sie den Europäern die

Traditionen der griechischen Antike vermittelt; sie hatten den Kompaß entwickelt, mit dem man sich aufs offene Meer wagen und die Karavelle, mit der man ohne Ruder gegen den Wind kreuzen konnte. Dem iberischen Geist, der sich in Heldengedichten vom Cid, den «Romances Caballerescos», den «Romances Moriscos» und den Ritterromanen widerspiegelte und sich in phantastischen Hoffnungen und Wünschen, Legenden von märchenhaften Ländern und der Gestalt des Ritters von der Mancha äußerte, gaben sie einen Hauch von «Tausend und Einer Nacht» bei.

Europa im 15. Jahrhundert

«Erinnerungen an die Lage und den Zustand Europas im 15. Jahrhundert sind an diesem Punkt unerlässlich. Dieses Europa war zu jener Zeit zumindest militärisch gesehen schwach. Mit einer Bevölkerung von kaum mehr als 100 Millionen war es das Opfer mehrerer Invasionen sowohl aus dem Osten (der Mongolensturm des 13. und 14. Jahrhunderts) als auch aus dem Süden geworden (die Muslims, für die die reichen Stadtstaaten ein lohnendes Objekt darstellten). Darüber hinaus waren die Völker Europas, untereinander geteilt und von internen Konflikten absorbiert, selten, wenn überhaupt, in der Lage, sich zur gemeinsamen Verteidigung gegen äußere Feinde zusammenzuschließen. Aber was damals als Schwäche erschien, enthielt die Bedingungen späterer Stärke: die innereuropäischen Konflikte entsprangen zunehmenden gesellschaftlichen Spannungen und der zwar noch langsamen, aber gleichwohl bedeutenden Akkumulation von gewerbsmäßig produziertem Reichtum. Die militärisch taktischen Schwächen entpuppten sich langfristig als Stärken, die dann plötzlich zum Durchbruch kommen sollten. Die Erfindung und der Einsatz der Artillerie in immer weiter verfeinerten Formen waren das Resultat eben jener intensiven und erbitterten Konkurrenz. (...)

Die potentielle Stärke des damaligen Europa bestand also in der fortgeschrittenen Waffentechnologie und systematischen Ausbeutung von Bodenschätzen, beschleunigt, wenn nicht gar verursacht von den zwischenstaatlichen Rivalitäten. Diese Rivalitäten wiederum wurden verursacht durch den im einzelnen ungleichmäßigen Prozeß der Akkumulation von Reichtümern aus Warenproduktion und auswärtigem Handel, dessen Voraussetzungen, zumindest im Falle des Auslösefaktors Italien, vom Römischen Imperium geschaffen worden waren. (...)

Subjektiv und individuell mag er (Kolumbus, H. W.) ein Abenteurer gewesen sein - aber objektiv war er weit mehr als das: er verkörperte mit seinem Unternehmen eine Hoffnung und einen ambitiösen strategischen Plan, dem die verschiedensten Motive zugrunde lagen. Columbus hoffte, den Seeweg nach Indien zu finden; die spanische Krone erhoffte sich Gold für die Staatskasse und Sklaven zur Reduzierung des spürbaren Mangels an Arbeitskräften. (...)

Wir können und müssen darum die Ursprünge der europäischen Expansion in der Dynamik des Kapitalismus sehen, der, in Italien entstanden, von nichtkapitalistischen Kräften - dem Osmanischen Imperium - blockiert, sich aus diesen Fesseln zu befreien

sucht; mit Erfolg - aber nicht mehr mit Erfolg für die ursprünglichen Protagonisten. Der dem Kapitalismus, der kapitalistischen Produktionsweise, innewohnende Drang zur Expansion, ohne die er nicht überleben kann, kennzeichnet die Geschichte der nächsten Jahrhunderte. (. ..)

Wir würden die reiche Komplexität und faszinierende Vielfalt von Geschichte und Politik auf einen leblosen Mechanismus reduzieren, wenn wir Motivationen wie religiösen Fanatismus, Abenteuerertum oder die Bereitschaft, sich vom Unbekannten herausfordern zu lassen, gering veranschlagten oder gar übersähen als integrale Bestandteile jener Energien, die in die frühen Entdeckungsreisen eingingen; was sie jedoch überhaupt erst ermöglichte, bzw. was die Bedingungen der Möglichkeit dafür schuf, daß in Teilen der westeuropäischen Aristokratie und dem aufstrebenden Bürgertum derartige neue Gedanken geweckt wurden, das waren - abgesehen von den technologischen Durchbrüchen auf dem Gebiet der Seefahrt - die mit den sich in rascher Dynamik steigernden Gelegenheiten, über Plünderung und Handel zu Reichtum zu gelangen, einhergehenden Entwurzelungserscheinungen und gesellschaftlichen Verunsicherungen. Ein dem Goldrausch des 19. Jahrhunderts nicht unähnliches Fieber ergriff die herrschenden Schichten zuerst der Mittelmeerländer, dann immer weitere Kreise einer verarmenden Lumpenaristokratie, die gewillt war, sich mit Krone und Handelskapital zu verbinden in der Hoffnung auf Rückgewinnung verlorener Positionen und auf Gewinn. Ohne die vorangehende Desintegration der Feudalordnung, jener in sich geschlossenen und darum relativ stabilen Gesellschaftsordnung, in der Herr und Knecht sich die geringfügigen Überschüsse landwirtschaftlicher Produktion ungleich teilten, wären jene Energien, die sich zuerst im italienischen Früh- und Vorkapitalismus und dann in der Form der Entdeckungsexpeditionen entluden, undenkbar. Im Unterschied zu den Entdeckungen des 18. Jahrhunderts zielten die des 15. und 16. auf die Suche nach neuen, aber kaum besseren Welten. Ihre Protagonisten waren Angehörige einer gesellschaftlichen Klasse, die voll und ganz überzeugt war von ihrer geistigen, kulturellen und religiösen Überlegenheit und folglich von ihrer eigenen progressiven Rolle in der Geschichte, von ihrer Funktion als göttliches Werkzeug, dem nichts widerstehen konnte.»

(Ekkehart Krippendorff: Internationales System als Geschichte, Frankfurt/ New York 1975, S. 42 ff Campus Verlag).

Am Vorabend der Reconquista hatten in Spanien Christen, Juden und Muslims ziemlich friedlich nebeneinander her gelebt. Aber die Toleranz war nur so lange der Christen Sache, bis sie die Überhand gewannen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war es soweit. Als das Nasridenreich in Granada gefallen war, wurden die Juden vor die Alternative gestellt, sich entweder taufen zu lassen oder auszuwandern. Aber selbst wenn sie sich fügten, wurden sie nicht glücklich. Die Inquisition blieb ihnen im Nacken, auch die nach Portugal und Brasilien Fliehenden wurden verfolgt. Bald schlug auch die Stunde der Mauren. Zu Tausenden wurden sie zur Taufe getrieben. Der religiöse Fanatismus, der die katholische Kirche Spaniens reformieren sollte, gebärdete sich den Andersgläubigen gegenüber in unglaublicher Brutalität. Massentaufen und Bücherverbrennungen gingen Hand in Hand.

Nach Beendigung der Maurenkriege, der Kreuzzüge Spaniens, wurden die Kriegshorden der Granden entlassen. Sie schauten nun nach neuer Tätigkeit aus. Zuerst eroberten sie die Kanarischen Inseln, dann wurde Amerika zum Tummelplatz der Abenteurer und Kriegsgewinnler. Die Schule der Maurenkriege hatte sie hochmütig und treulos, beutelustig und raubgierig, barbarisch und fanatisch, roh und vorurteilsverhaftet gemacht. Raubrittertum und Apostelgeist waren eine eigenartige Verbindung eingegangen. Die religiöse Weihe der Maurenkriege ging auf alle Kriege gegen Moslems und Heiden über. Daran änderte sich auch dann nichts, wenn der Feldzug zum räuberischen Eroberungs- und Sklavenjägerkrieg entartete. Die Fiktion des Kreuzzugs triumphierte. Schließlich brachte man den armen Barbaren den beglückenden christlichen Glauben.

Der Wunsch nach raschem Gewinn und Reichtum, Gold und Silber, Edelsteinen und Perlen, nach Sklaven und Landerobung trieb die Abenteuerlustigen in den Anwerbestellen in Sevilla und in den Kolonien zusammen. «Minas» («Bergwerke»), «conquistar» («erobern»), «pacificar» («befrieden»), «polar» («besiedeln») waren die Zauberworte, die die Massen elektrisierten. Nachdem Cortez auf das sogenannte Königreich Mexiko gestoßen war, galt alles Interesse nur noch dem Gold. In verblendem Wahn und unermeßlicher Gier warfen sie sich diesem neuen Gott zu Füßen. Gold - das war ihre «religion y devociön» («Religion und Hingabe»), die sie selten zu Reichtum, oft ins Gefängnis, häufig ins Elend und Verderben führten. Die Goldgier wurde zum Unglück der Spanier. Nur wenige von denen, die ausgezogen waren, um es zu finden, kehrten zurück, und diese wenigen sahen gelb aus wie das Gold, das sie vergeblich gesucht hatten, aber ohne seinen Glanz. In der Nacht zum 1. Juli 1520, der «noche triste», als Cortez aus der Stadt Mexico floh, konnten sich die Verfolgten von ihren Gold- und Juwelenlasten nicht trennen; sie waren den Azteken eine leichte Beute, so daß «das Gold sie tötete und sie als Reiche starben».

Ein zäher Abenteurer

Francisco Guerrero stammte aus Baeza in Andalusien. Er war ein Krieger von über siebzig Jahren. Dreiundzwanzig davon hatte er als Gefangener in Konstantinopel im Heer Soleimans II. zugebracht. Er hatte an den Belagerungen von Rhodos und Wien teilgenommen. Dann trat er zum Islam über. In Chalcedonia stahl er eine türkische Galeere und floh mit ihr. In Rom söhnte er sich mit der Kirche wieder aus. Nachdem er Europa und Asien durchstreift hatte, verschlug es ihn schließlich nach Amerika. Dort blieb er in vielen Schlachten unverwundet. Fast wäre er am Ende noch das Opfer der Giftpfeile der kannibalischen Teques von Caracas und ein Inhalt ihrer Kochtöpfe geworden, wenn ihn nicht seine Kaltblütigkeit und seine Pistole gerettet hätten.

(Vgl. G. Friederici: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Südamerikas durch die Europäer, Stuttgart 1925-1936, Reprint Osnabrück 1969, S. 517, Deutsche Verlagsanstalt).

Die Wiederentdeckung

Eigentlich war Amerika ja längst vor Kolumbus von Europäern «entdeckt» worden. Schon am Ende des 10. Jahrhunderts landete der Wikinger Leif Erikson an amerikanischen Gestaden. In der Saga seiner Reisen (H. Ingstad: Die erste Entdeckung Amerikas, Berlin 1966; R. Pörtner: Die Wikingersaga, Düsseldorf 1971) wird vermeldet: «Sie fanden ein Land, das war mit Wald bedeckt und reich an Wild.» Aber dieser «Fund» geriet wieder in Vergessenheit.

1497 kam Cabot nach Labrador, 1499 befuhren Alonso de Ojeda und Vespucci die Küsten des neuen Kontinents. Brasilien wurde von Cabral am 1. Mai 1500 gesichtet und von Amerigo Vespucci auf seiner zweiten Amerikareise 1501 in südlicher Richtung erkundet. Aber erst 1520 (das heißt nach der Entdeckung Floridas durch Juan Ponce de Leon im Jahre 1513, Balboas Entdeckung des «Südmeeres», Juan Diaz de Solis' Sichtung der La Platamündung 1515 und Cortez' Eroberung Mexikos 1519/1521) fand Fernão de Magalhães die eigentliche West-Ost-Passage, die Kolumbus vergeblich gesucht hatte.

«Kolumbus, der erste Erfinder der neuen Welt. Als Kolumbus über die Insel Gades in Portugal hinaus und schier in alle Gegenden desselbigen Meeres schiffte, hat er oftmals darauf gemerkt und fleißig Achtung gegeben, daß etliche Winde zu einer bestimmten Zeit im Jahr von Niedergang her zu blasen pflegen, welche etliche Tage lang in beständigem und gleichem Blasen weheten. Woraus er dann leichtlich mocht schließen, daß diese Winde nirgends anders herkämen, als von einer Landschaft, die weit übers Meer läge; derhalben hat er in seinem Gemüt darüber also lange nachgesinnet, bis er gänzlich bei sich beschloß, er wolle irgendwann diese Landschaft eigens befahren und erkundigen. Derowegen hat er dem Rat und der Gemeinde zu Genua und etlichen Fürsten seinen Dienst hierzu angeboten; aber, nachdem sie alle samt und sonders sein Vorhaben verachtet und verworfen haben, haben ihm endlich Ferdinand, König in Spanien, und Isabella, die Königin, hierzu verholfen, haben ihn auch mit allen notdürftigen Dingen, die zu der Schifffahrt gehörten, genügsam versehen, so daß er also die Reise und Schifffahrt vorgenommen.»

(De Bry: Amerika oder die Neue Welt, 1590ff.)

Aus dem Bordbuch des Kolumbus

Die Ankunft: Donnerstag-Freitag, den 11.-12. Oktober 1492

«Um zwei Uhr morgens kam das Land in Sicht, von dem wir etwa 8 Seemeilen entfernt waren. Wir holten alle Segel ein und fuhren nur mit einem Großsegel, ohne Nebensegel. Dann legten wir bei und warteten bis zum Anbruch des Tages, der ein Freitag war, an welchem wir zu einer Insel gelangten, die in der Indianersprache <Guanahani>' hieß.

Dort erblickten wir allsogleich nackte Eingeborene. Ich begab mich, begleitet von Martin Alonso Pinzón und dessen Bruder Vicente Yáñez, dem Kapitän der <Nina>, an Bord

eines mit Waffen versehenen Bootes an Land. Dort entfaltete ich die königliche Flagge, während die beiden Schiffskapitäne zwei Fahnen mit einem grünen Kreuz im Felde schwangen, das an Bord aller Schiffe geführt wurde und welches rechts und links von den je mit einer Krone verzierten Buchstaben F und Y umgeben war.²

1 Guanahani, von Columbus «San Salvador» getauft.

2 Die Anfangsbuchstaben der Namen des Königs und der Königin, Fernando und Ysabel.

Unseren Blicken bot sich eine Landschaft dar, die mit grün leuchtenden Bäumen bepflanzt und reich an Gewässern und allerhand Früchten war.

Ich rief die beiden Kapitäne und auch all die anderen, die an Land gegangen waren, ferner Rodrigo d'Escobedo, den Notar der Armada, und Rodrigo Sánchez von Segovia, zu mir und sagte ihnen, durch ihre persönliche Gegenwart als Augenzeugen davon Kenntnis zu nehmen, daß ich im Namen des Königs und der Königin, meiner Herren, von der genannten Insel Besitz ergreife, und die rechtlichen Unterlagen zu schaffen, wie es sich aus den Urkunden ergibt, die dort schriftlich niedergelegt wurden.

Sofort sammelten sich an jener Stelle zahlreiche Eingeborene der Insel an. In der Erkenntnis, daß es sich um Leute handle, die man weit besser durch Liebe als mit dem Schwert retten und zu unserem Heiligen Glauben bekehren könne, gedachte ich, sie mir zu Freunden zu machen und schenkte also einigen unter ihnen rote Kappen und Halsketten aus Glas und noch andere Kleinigkeiten von geringem Werte, worüber sie sich ungemein erfreut zeigten. Sie wurden so gute Freunde, daß es eine helle Freude war. Sie erreichten schwimmend unsere Schiffe und brachten uns Papageien, Knäuel von Baumwollfäden, lange Wurfspieße und viele andere Dinge noch, die sie mit dem eintauschten, was wir ihnen gaben, wie Glasperlen und Glöckchen. Sie gaben und nahmen alles von Herzen gern - allein mir schien es, als litten sie Mangel an allen Dingen.

Sie gehen nackt umher, so wie Gott sie erschaffen, Männer wie Frauen, von denen eine noch sehr jung war. Alle jene, die ich erblickte, waren jung an Jahren, denn ich sah niemand, der mehr als 30 Jahre alt war. Dabei sind sie alle sehr gut gewachsen, haben einen schöngestalteten Körper und gewinnende Gesichtszüge. Sie haben dichtes, struppiges Haar, das fast Pferdeschweif gleicht, das über der Stirne kurz geschnitten ist bis auf einige Haarsträhnen, die sie nach hinten werfen und in voller Länge tragen, ohne sie jemals zu kürzen. Einige von ihnen bemalen sich mit grauer Farbe (sie gleichen den Bewohnern der Kanarischen Inseln, die weder eine schwarze, noch eine weiße Hautfarbe haben), andere wiederum mit roter, weißer oder einer anderen Farbe; einige bestreichen damit nur ihr Gesicht oder nur die Augengegend oder die Nase, noch andere bemalen ihren ganzen Körper.»

(Christoph Columbus: Bordbuch, Briefe, Berichte, Dokumente, eingeleitet und erläutert E. G. Jacob, Bremen o. J., S. 88 ff, Verlag C. E. Schünemann.)

Kolumbus war zum Atoll von San Salvador gelangt. Die «farbenprächtige Transparenz der Karibischen See, der grünen Landschaft, der Milde und Reinheit der Luft, der

wunderbaren Vögel» (E. Galeano) muß ihn verzaubert haben. Aber er konnte sich bei diesen Eindrücken nicht allzu lange aufhalten. Als erster Europäer in der neuen Welt und sozusagen Initiator unserer transatlantischen Beziehungen ging er gezielt vor. Seine Handlungen verraten Reflexion und System.

Mit einem Blick sah er, worauf es ankam: Die Indianer trugen keine Waffen, die den Europäern hätten gefährlich werden können.

Bordbuch, 12. Oktober:

«Sie führen keine Waffen mit sich, die ihnen nicht einmal bekannt sind. »

16. Dezember:

«Tatsächlich kann ich mit den wenigen Männern meiner Begleitung alle diese Inseln durchstreifen, ohne befürchten zu müssen, daß mir irgend etwas zustoße. Ich habe feststellen können, daß allein drei meiner an Land gegangenen Matrosen nur durch ihr Auftreten einen ganzen Haufen Eingeborener in die Flucht geschlagen hatten, obwohl sie ihnen nichts anzutun beabsichtigten. Sie besitzen keine Waffen, sind unkriegerisch, harmlos, nackt und so feige, daß tausend von ihnen drei meiner Leute nicht an sich herankommen lassen würden. Dafür sind sie bereit, zu gehorchen, zu arbeiten und alles Nötige zu vollführen. Mithin wäre es angezeigt, sie dazu zu verwenden, Städte und Ortschaften zu errichten, und ihnen unsere Kleidung und Gebräuche beizubringen. »

Daß die Indianer nackt waren und keine Waffen trugen, war militärstrategisch natürlich äußerst bedeutungsvoll. So konnten sie sich nicht verteidigen, geschweige denn selbst angreifen. Wer aber nichts vom Kriegshandwerk verstand, war schwach und ein Feigling obendrein. Der hatte Verachtung verdient. Was zählte, war die Schlagkraft, sonst nichts. Man sieht, wie die Europäer, vom ersten Moment der Begegnung an, unmißverständlich ihre Beurteilungskriterien vorgaben. Gewalt diktierte Kontakt und Wahrnehmung.

Kolumbus gab sich freilich mit dem ersten Augenschein nicht zufrieden, er mußte ganz sicher gehen.

Bordbuch, 12. Oktober:

«Ich zeigte ihnen die Schwerter, und da sie aus Unkenntnis bei der Schneide anfaßten, so schnitten sie sich. Sie besitzen keine Art Eisen. Ihre Spieße sind eine Art Stäbe ohne Eisen, die an der Spitze mit einem Fischzahn oder einem anderen harten Gegenstand versehen sind. »

Gewehre wurden abgefeuert, Kanonen donnerten. Die Demonstration der überlegenen militärischen Macht der Weißen versetzte die Eingeborenen, wie Kolumbus scharfsinnig vorausgesehen hatte, in Erstaunen, Verblüffung und Entsetzen. Damit war der geeignete Nährboden für das von den Europäern intendierte Verhältnis bereitet.

Einschüchterung und Terror wurden zur Grundlage erster Begegnung mit den Eingeborenen. Später ging man zur Steigerung dieses Effektes dazu über, zunächst ein großes Blutbad, eine matanza, anzurichten, «damit sie beim Hören des Namens

<Christen> zitterten wie vor wahrhaftigen Teufeln». Die Wege der Conquista waren deshalb von Leichen aufgehängter und gepfählter Indianer gesäumt, die Schrecken und Panik verbreiten sollten. «Castigo», Züchtigung, nannte man die Schändung und Ermordung von Frauen, Männern und Kindern, und es wurde zum Prinzip, für jeden erschlagenen Europäer hundert Indianer zu töten. «Gebe Gott», sagte Las Casas, «daß nach dem, was ich gesehen habe, es nicht tausend anstatt hundert gewesen sind.»

Dabei hatten sich die Eingeborenen den Neuankömmlingen völlig unvoreingenommen, interessiert und freundlich genähert.

Bordbuch, 14. Oktober:

«Eine Unzahl von Männern und Frauen drängten sich am Ufer entlang, von denen jeder etwas mit sich gebracht hatte. Sie warfen sich zu Boden und sagten Gott Dank, indem sie die Hände gen Himmel erhoben und uns unter großem Geschrei zum Landen aufforderten ... »

16. Dezember:

«Der König und alle seine Volksgenossen liefen vollkommen nackt umher, einschließlich der Frauen, ohne irgendeine Scham zu zeigen. Sie gehörten zu den schönsten Eingeborenen, denen wir bisher begegnet waren; ihre Hautfarbe war ziemlich hell, und würden sie sich kleiden und vor Wind und Wetter schützen, so wären sie so weiß wie die Bewohner Spaniens. Das Land war in jeder Beziehung hervorragend gut und schön, die Hitze war nicht so stark wie anderswo ... In ganz Kastilien gibt es kein Gefilde, das an Fruchtbarkeit und Lieblichkeit jener Gegend die Waage zu halten vermöchte ...

Euer Hoheiten können versichert sein, daß diese Länder ... dermaßen schön und fruchtbar sind, daß man es unmöglich mit Worten schildern kann. Diese Inseln wie auch alle anderen Inseln gehören zum Besitze Eurer Hoheiten, genauso wie Kastilien; um die Herrschaft auszuüben, braucht man sich hier nur niederzulassen und den Eingeborenen aufzugeben, allen Befehlen nachzukommen.»

So wie Kolumbus wurden durchweg alle Europäer von den Einheimischen empfangen. Oft hielt man sie sogar für Götter, die vom Himmel herabgestiegen oder übers Meer aus einer anderen Welt zu ihnen gekommen waren. Die Eindringlinge traten ihrerseits dieser Ansicht nicht entschieden entgegen. Manche gaben sich selbst gar als «Sonnensöhne» aus und versuchten ihre «überirdische Macht» durch Krankenheilungen und Totenerweckungen zu unterstreichen. Cortez empfing die Azteken, nachdem er sich wie ein Gott herausgeputzt hatte; er ließ sich anbeten und wie ein Gott beschenken. Bei den Chibcha und den Inka erging es den vorrückenden Spaniern nicht anders.

Im Kopf der Europäer konnte das Erstaunen über die Freundlichkeit der Einheimischen und die Schönheit der neu entdeckten Welt die Überlegung, was aus der gegebenen Situation zu gewinnen sei, nicht lange zurückdrängen.

Bordbuch, 13. Oktober:

«Ich beobachtete alles mit größter Aufmerksamkeit und trachtete, herauszubekommen, ob

in dieser Gegend Gold vorkomme ... Mit Hilfe der Zeichensprache erfuhr ich, daß man gegen Süden fahren müsse, um zu einem König zu gelangen, der große goldene Gefäße und viele Goldstücke besaß. »

14. Oktober:

«Sollten Eure Hoheiten den Befehl erteilen, alle Inselbewohner nach Kastilien zu schaffen oder aber sie auf ihrer eigenen Insel als Sklaven zu halten, so wäre dieser Befehl leicht durchführbar, da man mit einigen fünfzig Mann alle anderen niederhalten und zu allem zwingen könnte.»

15. Oktober:

«Es gibt hier sicherlich eine Unmenge Dinge, die ich nicht kennenlernte, weil ich nicht Zeit verlieren wollte, um viele andere Inseln anzusteuern, wo ich Gold zu finden hoffte. Da nun das Gold, welches diese Inselbewohner an ihren Armen und Beinen tragen, tatsächlich echtes Gold ist ... so wird es mir mit Gottes Hilfe gelingen müssen, den Ort seines Vorkommens ausfindig zu machen. »

Wer nur flüchtig im Bordbuch des Kolumbus blättert, stellt erstaunt fest, daß sein Verfasser sehr rasch und konsequent bei der Beschreibung der Einheimischen diejenigen Vorurteile und Stereotype formulierte, die auch in den folgenden Jahrhunderten für die europäischen Ausbeuterinteressen typisch und funktional sein sollten. Die Wilden, die vor Kolumbus' Blick traten, waren, außer nackt und waffenlos, simplen Geistes, autoritätsfixiert, willfährig, schüchtern. Ihre paradiesgemäße Lebens- und Seinsweise verlangte geradezu nach fremden Zugriff und fremder Nutzung.

J. P. Sartre

Über den Kolonisator und den Kolonisierten

«Der Konservatismus hat die Auslese der Mittelmäßigen zur Folge. Wie kann sie ihre Privilegien begründen, diese ihrer Mittelmäßigkeit bewußte Elite von Usurpatoren? Einziges Mittel: den Kolonisierten erniedrigen, um sich selbst zu erhöhen; den Eingeborenen den Status von Menschen absprechen, sie als bloße Privationen definieren. Das wird nicht schwerfallen, da ja gerade das System ihnen alles vorenthält; die kolonialistische Praxis hat die koloniale Idee den Dingen selbst aufgeprägt; es ist der Lauf der Dinge, der zugleich den Kolonisator und den Kolonisierten hervorbringt. So rechtfertigt sich die Unterdrückung durch sich selbst: die Unterdrücker schaffen und erhalten mit Gewalt die Übel, die in ihren Augen den Unterdrückten mehr und mehr zu dem machen, was er sein müßte, um sein Schicksal zu verdienen. Der Kolonisator kann sich die Absolution nur erteilen, wenn er systematisch die <Entmenschlichung> des Kolonisierten betreibt, das heißt, wenn er sich jeden Tag etwas mehr mit dem Kolonialapparat identifiziert. Der Terror und die Ausbeutung entmenschlichen, und der Ausbeuter ermächtigt sich selbst zu dieser Entmenschlichung, um weiter ausbeuten zu können. Die Maschine dreht sich im Kreis; unmöglich, die Idee von der Praxis und die Praxis von der objektiven Notwendigkeit zu unterscheiden. Diese Momente des Kolonialismus bedingen sich bald gegenseitig, bald gehen sie ineinander auf. Die

Unterdrückung, das ist zunächst der Haß des Unterdrückers gegen den Unterdrückten. Nur eins steht dessen leibhaftiger Vernichtung im Wege: der Kolonialismus selbst. Hier stößt der Kolonisator auf seine eigene Widersprüchlichkeit: mit dem Kolonisierten würde die Kolonialherrschaft verschwinden, der Kolonisator inbegriffen. Wo es kein Subproletariat mehr gibt, da gibt es keine Überausbeutung mehr: man würde in die gewöhnlichen Formen der kapitalistischen Ausbeutung zurücksinken; die Löhne und Preise würden sich nach denen des Mutterlandes richten: es wäre der Ruin. Das System erfordert gleichzeitig den Tod und die Vermehrung seiner Opfer; jede Veränderung trafe es tödlich: ob man die Eingeborenen assimiliert oder massakriert, der Preis der Arbeitskraft wird fortwährend ansteigen. Die schwerfällige Maschine hält diejenigen, die gezwungen werden, sie in Gang zu halten, zwischen Leben und Tod - immer näher am Tod als am Leben; eine versteinerte Ideologie bemüht sich, Menschen als sprechende Tiere zu betrachten. Vergeblich: um ihnen Befehle geben zu können, und seien sie noch so hart, noch so beleidigend, muß man sie zuvor anerkennen; und da man sie nicht ununterbrochen bewachen kann, muß man sich wohl oder übel entschließen, ihnen zu vertrauen: niemand kann einen Menschen <wie einen Hund> behandeln, wenn er ihn nicht zuvor als Menschen anerkannt hat. Die unmögliche Entmenschlichung des Unterdrückten verkehrt sich in die Selbstentfremdung des Unterdrückers: er ist es, er selber, der durch seine geringste Geste das Menschsein wieder hervorruft, das er zerstören möchte; und da er es bei den anderen verneint, begegnet er ihm überall wieder als feindlicher Kraft. Um dem zu entgehen, muß er sich selbst versteinern, muß die Trägheit und Undurchdringlichkeit eines Felsblocks annehmen, muß, kurzum, sich seinerseits <entmenschlichen>. »

(J. P. Sartre: Vorwort zu A. Memmi: Der Kolonisator und der Kolonisierte, Frankfurt am Main 1980, Syndikat)

Der Gott der Weißen

Die Entdeckung Amerikas mußte sich den Europäern als ein fantastisches Wunder darstellen, Konsequenz und Lohn eines neuen Kreuzzuges, und zur Weihe der Eroberungen ließ sich die Kirche nicht zweimal bitten. Als bei der zweiten, insbesondere aber bei der dritten Reise des Kolumbus zu den «Indien» der sichtbare Erfolg bezüglich vorweisbarer Reichtümer und Schätze erheblich zu wünschen übrig ließ, blieb dem Admiral und Vizekönig nichts anderes übrig, als immer wieder und inbrünstig die Unterstützung und Geduld der Könige von Spanien nebst derjenigen Gottes anzuflehen.

Aus einem Brief des Kolumbus an Luis de Santangel, den Verwalter der königlichen Privatschatulle:

«Erlauchter Herr!

Wohl wissend, daß Ihr Euch über den großen Sieg freuen werdet, den der liebe Herrgott mir auf meiner Fahrt hat zuteil werden lassen, schreibe ich Euch den vorliegenden Brief
...

Dies bedeutet soviel, daß menschliche Tüchtigkeit und Menschenverstand dazu nicht

ausreichen, sondern die Allmacht Unseres Ewigen Herrn, unser allmächtiger Herrgott, der all denen in Dingen, die unmöglich scheinen, zum Siege verhilft, die seine Wege wandeln. Dies gilt nun in ganz hervorragender Weise von meinem Unternehmen ...

Da nun Unser Herr und Erlöser unserem erlauchtesten Königspaar und ihren Königreichen diesen Sieg beschert hat, der ihnen bis in späte Jahrhunderte Ruhm und Glanz verleihen wird, muß die ganze Christenheit frohlocken und mit großen Feierlichkeiten und Andachten der Heiligen Dreifaltigkeit dafür danken, daß die Bekehrung so vieler Völker zu unserem Glauben dem Christentum neuen Aufschwung geben wird - ganz zu schweigen vom materiellen Wohlstand, den dies alles im Gefolge haben wird. Denn nicht nur Spanien, sondern die ganze Christenheit wird daraus mannigfachen Nutzen ziehen.»

(Chr. Columbus: Bordbuch, S. 201 ff)

Die Schiffe der europäischen Amerikafahrer verließen die Heimathäfen unter Flaggen wie «La Bandera de Nuestra Senora», «La Bandera del Senor Santiago», «La Bandera de la Cruz» (Die Fahne unserer Herrin, Die Fahne des Hl. Jakob, Die Kreuzesfahne), die dem irdischen Unternehmen den himmlischen Anstrich verliehen. Das Kreuz auf dem Hauptsegel ließ so manche Raubkaravelle als Kreuzfahrerschiff erscheinen. Die Schiffe selbst trugen ohne Ausnahme Namen aus der christlichen Überlieferung: «La Santa Potencia» («Die Hl. Allmacht»), «La Santisima Trinidad» («Die Heiligste Dreieinigkeit»), «El Espiritu Santo» («Der Hl. Geist»), «Jesus Maria Joseph», «El Santo Nino» («Das heilige Kind»). Kolumbus' Flaggschiff segelte unter dem Namen «Santa Maria de la Victoria» («Heilige Maria des Sieges»), dasjenige Hohermuths unter «Nuestra Senora de Regla» («Unsere Herrin»). Alle Heiligen waren vertreten, denen man, falls sie sich bei schwerem Wetter nützlich erwiesen, dann und wann gelobte, einige Sklaven zu weihen. Kein Schiff verließ den Hafen, ohne daß die Besatzung eine Messe gefeiert hätte. In der fremden und gefährlichen Neuen Welt gab es auch vielfältigen Anlaß für Gelöbnisse, so daß die erste Handlung nach der Heimkehr eine Prozession der ganzen Schiffsmannschaft im Büßergewande war. Die Messe wurde selbst auf hoher See nie versäumt. Fastenzeit war Betenszeit.

Das «Evangelium der Conquistadoren» war direkt auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten. Sie waren sich dessen gewiß, daß durch göttliche Barmherzigkeit «alle die Rettung ihrer Seelen erhoffen können, auch wenn sie noch so schlecht, verdorben und ruchlos wären». Deshalb mußte bei jedem Trupp mindestens ein Priester oder Mönch sein; denn das Schlimmste, was einem passieren konnte, war, ohne letzte Beichte und Absolution zu sterben. Das ganze Leben aber war gerechtfertigt und alle Sünde gesühnt, wenn es nach kirchlicher Vorschrift endete: «con gran contriccion de las culpas, dando grandes muestras de Christiandad» («mit Sündebekennnis und christlichen Werken»). Die Priester und Mönche nahmen der Truppe die Beichte ab und spendeten die Absolution, ansonsten halfen sie bei den Untaten gegen die Indianer, bei Meuterei und Plünderungen wacker mit. Viele Eroberer beendeten ihre Laufbahn damit, daß sie im Alter in ein Kloster eintraten, ohne freilich damit den wohl erworbenen Ehrentitel «Conquistador» aufzugeben.

Die Moral der Geistlichkeit

Die «solicitudacion en la confesion», die Verführung der weiblichen Beichtkinder, war eine weitverbreitete Praxis unter den Geistlichen. Die Inquisition, die mit der Verfolgung dieser Verbrechen beauftragt wurde, meldete, daß dies «sehr häufig hierzulande und für viele Beichtväter nichts als eine Bagatelle» sei. Der Franziskaner Fray Juan de Saldana war Guardian (Vorstand) des Klosters von Suchipila und Beichtvater der Nonnen. Drei Schwestern des Klosters gehörten zu den von ihm Verführten, außerdem Töchter des Encomendero (Gutsverwalters), Indianerinnen, Mestizinnen und Kreolinnen. Die Geistlichen erklärten ihren Beichtkindern, Frauen und Mädchen, Unzucht und Beischlaf seien keine Sünde, wenn sie mit ihnen und in der Kirche vollzogen würden. Die Jesuiten beschäftigten zur Beaufsichtigung und Prüfung der Beichtväter ihres Ordens eine Art weibliche agents provocateurs, die die Patres reizen sollten, um ihre Sittsamkeit zu testen.

(Vgl. G. Friederici: Der Charakter der Entdeckung, Band 1, S. 543).

Der Kolonisierungsprozeß galt den Spaniern als Teil des göttlichen Heilswerks. Gegen alle Widrigkeiten wurde Gottes Beständigkeit als Bedingung seines Fortgangs und auch unternehmerischen Willens hochstilisiert. Gott hat die Macht über alles, über die ganze Welt, und er hat sie «uns», den Spaniern, den Europäern, delegiert. Kolumbus sah sich durchaus als Auserwählter, Erleuchteter und als Werkzeug in einem noch nicht durchschaubaren, aber sich in Konturen schon abzeichnenden göttlichen Plan, der gewiß einst in einer reichen Ernte für die Beharrenden und Vertrauenden gipfelte. Und diese Ernte war ja nicht nur zeitlich in klingenden Münzen auszumachen; es winkte auch der ewige Verdienst dafür, die Ausbreitung des Christentums und die Rettung unzähliger Seelen bewerkstelligt zu haben. Gott selbst war es, der in «Gold und Benefizien» sowie in Sklaven zahlte. «Im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit», so Kolumbus (Briefandie Könige von 1498, zitiert bei J. Moebus: Über die Bestimmung des Wilden und die Entwicklung des Verwertungsstandpunktes bei Kolumbus, in: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften, 1973, S. 273 ff.), könnte man «ebensoviele Sklaven zum Versand bringen, die man daraufhin verkaufen kann, wie Brasilholz».

Die Äußerungen des Kolumbus geben in ihrer brutalen und zutiefst barbarischen Einschätzung der Vermarktungschancen von Indiosklaven ein Bild vom Bewußtseinsstand der Europäer und ihrer Könige, in dem politisches und ökonomisches Kalkül und theologieverbrämte Ideologie sich gegenseitig abstützten. In der Folgezeit ging denn auch der Auf- und Ausbau einer funktionierenden und stabilen Ausbeutungsstruktur in der Neuen Welt mit der Stabilisierung eines kirchlichen und juristischen Unterdrückungsapparates Hand in Hand. Nahm das Zerstörungswerk der Europäer seinen Fortgang, so schien ihnen der Sieg als «Gnade» des Gottes, auf dessen Direktiven und Vorbestimmung hin sie die Welt eroberten und sich die Erde untertan machten. Der Herr gab den Sieg, die Soldaten erschlugen die Eingeborenen, die Katholischen Könige strichen den Tribut ein. Die Neue Welt machte die Europäer zu Barbaren und erwies deren Bewußtsein und Glauben als Glaube und Bewußtsein von Barbaren.

Don Garcia

«Don Garcia, einer von Spaniens großen Soldaten in Amerika, wie ein Mönchsritter erzogen, stolz, hochfahrend, rücksichtslos und bigott, eine Natur wie Alba, kalt berechnend, grausam, ein Lügner und Heuchler, wo es nötig schien; aber unantastbar in seiner persönlichen Reinheit und Ehrenhaftigkeit, ein Mann, der Chile arm verließ, und um den sich Legenden gebildet haben wie um Cortez. Dieser Mann, der sechs Geistliche in seinem Stabe hatte, der sich nie ohne ein Gefolge von Mönchen und Priestern zeigte, der sich als Gouverneur und Kommandierender General platt auf die Erde legte und den Priester mit dem Allerheiligsten über sich hinwegschreiten ließ, der den gefangenen Feinden die Hände abschnitt und sie aufhing, und in dessen Heere der gefangene feindliche Oberbefehlshaber Canpolican lebendigen Leibes gepfählt wurde, war sicherlich mit seiner Umgebung davon überzeugt, daß sie sich in einem Kreuzzuge befänden.»

(G. Friederici: Der Charakter der Entdeckung, Band 1, S. 398f.)

Der Segen des Papstes

Kolumbus Entdeckung des «Japanischen Archipel» brachte die spanischen Königreiche und Portugal hart aneinander. Beide erhoben Anspruch auf die neuen Gebiete. Die Portugiesen konnten ein Auftragslehen des Papstes Nikolaus V. von 1454 vorweisen: Voll Freude über ihr kühnes Vordringen (insbesondere dasjenige Heinrichs des Seefahrers) zur Nordwestküste Afrikas und bis zum Süden Guineas, hatte der Papst dem König von Portugal in der Bulle «Romanus Pontifex» nachträglich die afrikanischen Eroberungen einschließlich der Ermächtigung zugesprochen, auch in Zukunft Inseln und Länder zu unterwerfen. Der Heilige Stuhl gewährte der Krone das Handels- und Eroberungsmonopol; die Eroberer sollten aber keinesfalls die Christianisierung der besetzten Gebiete vergessen. Schließlich war es seit dem frühen Mittelalter üblich, daß die Untertanen die Religion des Landesherrn annahmen: Cuius regio, eius religio. Daran hielt man sich auch jetzt. Im Überschwang des Schenkens sprach der Papst dem Portugiesenkönig Alfons aber nicht nur die bereits «entdeckten», sondern auch alle noch zu erwerbenden Provinzen, Königreiche, Herzogtümer, Fürstentümer, Herrschaften und Besitzungen für alle Zeit und Ewigkeit zu. Der Papst verschenkte also, was ihm gar nicht gehörte, was er nicht einmal kannte.

(Vgl. Fritz Blanke: Missionsprobleme des Mittelalters und der Neuzeit, Zürich/Stuttgart 1967, S. 92 f.)

1493 erwirkten die spanischen Könige ihrerseits ein Auftragslehen. In der Bulle des Papstes Alexander VI. an die Könige Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien vom 4. Mai 1493 (wobei man sich der Peinlichkeit, daß schon vollzogen war, was der Papst um eines besseren Augenscheins willen erst hätte anordnen sollen, durch eine kleine Zeitkorrektur, sprich: Umdatierung, entzog) heißt es:

«... Unter allen Werken, die der Göttlichen Majestät angenehm sind und unser Herz wünscht, steht gewiß am höchsten, daß der katholische Glaube und die christliche Religion besonders in unseren Zeiten verherrlicht und überallhin verbreitet werden, daß man sich um die Rettung der Seelen bemüht und die barbarischen Völker unterworfen und zum christlichen Glauben gebracht werden ... Wir haben nun erfahren, wie Ihr seit einiger Zeit Euch vorgenommen habt, einige ferne und unbekannte Inseln und Festländer zu suchen und aufzufinden, die bisher von niemand entdeckt worden sind, um die Eingeborenen und Bewohner zur Verehrung des Erlösers und zum Bekenntnis des katholischen Glaubens zu bringen. Da Ihr bis jetzt mit der Wiedereroberung von Granada beschäftigt waret, konntet Ihr Euer so heiliges und löbliches Vorhaben nicht ausführen. Aber da endlich das genannte Reich durch Gottes Ratschluß wiedererobert ist und Ihr den geliebten Sohn Christoph Kolumbus, einen fähigen Mann, sehr geeignet für eine so große Unternehmung und würdig, hochgeschätzt zu werden, um mit Schiffen und ähnlich erfahrenen Seeleuten, nicht ohne größte Mühen, Gefahren und Kosten, die fern und unbekanntesten Festländer und Inseln über das Meer zu suchen, wohin man bis jetzt noch nicht zu Schiff gefahren. Mit göttlicher Hilfe schiffen sie über das ozeanische Meer und entdeckten gewisse sehr ferne Inseln und außerdem Festländer, von niemandem bis jetzt aufgefunden, wo viele Menschen auf friedliche Weise leben, wie man sagt, nackt einhergehen und sich nicht von Fleisch ernähren. Wie Eure ausgesandten Leute annehmen können, glauben die Menschen jener Inseln und Länder an einen Gott Schöpfer, der im Himmel ist, und scheinen hinreichend befähigt zu sein, um den katholischen Glauben zu empfangen und zu guten Sitten angeleitet zu werden. So vertraue man darauf, daß auf jenen Inseln und Festländern leicht der Name unseres Erlösers, des Herrn Jesu Christi, bekannt gemacht werden könne. Kolumbus ließ bereits auf einer der Hauptinseln einen befestigten Turm (Fort Navidad auf Haiti, erste spanische Niederlassung in Westindien) erbauen, zu dessen Bewachung er einige seiner mitgenommenen Leute zurückließ, und damit sie andere ferne und unbekanntete Länder suchen. Auf den bereits entdeckten Inseln und Festländern hat man Gold, Gewürze und viele andere kostbare Sachen verschiedener Art und Güte gefunden.

Da Ihr sorgfältig alle Dinge erwogen habt und hauptsächlich die Erhöhung und Ausbreitung des katholischen Glaubens, wie es katholischen Königen und Fürsten zukommt, beschlosset Ihr nach dem Brauch Eurer Vorgänger, Könige berühmten Andenkens, die genannten Länder und Inseln und deren Bewohner zu unterwerfen und diese mit Hilfe der göttlichen Barmherzigkeit zum katholischen Glauben zu bekehren ...

Damit Ihr freier und mutiger den Auftrag zu einer so bedeutenden Unternehmung annehmt, der Euch freigebig durch die apostolische Gnade <motu proprio> übertragen worden ist und nicht auf Eure Bitte noch für Euch durch die Bitte eines anderen, kraft unserer apostolischen Gewalt und der Autorität des Allmächtigen Gottes, die uns über den Heiligen Petrus zugekommen ist, sowie als Vikar Jesu Christi schenken, gewähren und zuteilen wir Euch und Euren Erben und Nachfolgern, den Königen von Kastilien und Leon, auf immer alle entdeckten und zu entdeckenden Inseln und Festländer in Richtung nach Westen und Süden, wobei eine Linie vom Nordpol zum Südpol zu ziehen ist ..., welche von den Azoren und Kapverdischen Inseln, hundert Meilen gen Westen und Süden verläuft, so daß alle entdeckten Inseln und Festländer jenseits der Linie, soweit sie

nicht bis zum Beginn des Jahres 1493 von einem anderen christlichen König in Besitz genommen sind, mit allen Herrschaften, mit Städten, Festungen und Ortschaften, mit Rechten, Gerichtsbarkeiten und Kompetenzen Euch gehören, und wir setzen Euch, Eure Erben und Nachkommen als deren Herren mit voller, freier und allseitiger Gewalt, Autorität und Rechtsprechung ein ...

Wir befehlen Euch, kraft heiligen Gehorsams, so wie Ihr auch es verspricht und ohne Zweifel es aus Eurer großen Ergebenheit und Eurem königlichen Großmut erfüllen werdet, daß Ihr nach jenen Festländern und Inseln rechtschaffene und gottesfürchtige Männer ausschicket, die klug, kundig und erfahren sind, um die genannten Eingeborenen und Bewohner im katholischen Glauben zu unterweisen und sie gute Sitten zu lehren, wobei Ihr in allem die gebotene Sorgfalt beachtet. Und streng verbieten wir allen Personen, jedweden Standes oder Ranges, selbst kaiserlicher und königlicher Würde, unter Strafe der Exkommunikation, <laetae sententiae>, nach den entdeckten und zu entdeckenden Festländern und Inseln jenseits der genannten Meridianlinie sich zu begeben, die hundert Meilen westlich der Azoren und Kapverdischen Inseln verläuft, um dort Handel zu treiben, oder aus irgendeinem anderen Grund ohne Eure besondere Erlaubnis und Eurer Erben und Nachfolger ...»

(Nach der lateinischen und spanischen Textausgabe von M. Gimenez Fernandez: Anuario de Estudios Americanos, Bd. 1, Sevilla 1944, S. 341 ff., übers. v. R. Konetzke, in: Lateinamerika seit 1492, Stuttgart 1971, S. 4 ff, E. Klett).

Portugal billigte in die Regelung im Staatsvertrag von Tordesillas (1494) ein, nachdem jedem der Rivalen ein eigener Schifffahrts- und Entdeckungsbereich eingeräumt worden war. In grenzenloser Anmaßung hatte der Papst die Welt verschenkt. Er gebärdete sich als Herr der Erde, einschließlich der «Heidenwelt». Die Expansion Kastiliens bedeutete nicht mehr und nicht weniger als Expansion des Reiches Gottes.

Hier triumphierte teils «heidnisches», teils alttestamentliches Denken. Der hauptsächliche Rechtstitel der Erwerbungen in Amerika blieb für die Conquistadoren wie für ihre Könige die Schenkung des Stellvertreters Christi auf Erden. Die zugrundeliegende, vorchristlicher und alttestamentlicher Tradition entnommene Idee war diese: Man muß, um etwas Rechtes bewerkstelligen zu können, die Götter auf seiner Seite haben. Sie sind es, die kämpfen. Der Sieg ist Gabe der Götter. Der Göttersieg ist erst die Voraussetzung, das Gewonnene auch rechtlich zu erwerben.

Deshalb muß jeder Krieg «gerecht» sein. Was in einem rechtsgültig geführten Krieg erworben wird, das billigen die Götter. Gerecht ist ein Krieg, wenn er einen entsprechenden Grund hat. Deshalb lag den Europäern so viel an der religiösen Weihe ihrer Schandtaten.

Siegten die Weißen über die Indianer, so erwies sich der Gott der Christen als einer, der über die Heidengötter triumphierte. Das war sowohl den Europäern als auch den Amerikanern klar. So wie Handfeuerwaffen den Bogen und Pfeilen überlegen waren, war der Christengott stärker als die Indianergötter. Folgerichtig ließen die Spanier keinen

Tempel und kein Götterbild unzerstört. Der Sieg über die Götter war das Zeichen des Sieges über seine Anhänger.

Um den Indianern über diese Zusammenhänge reinen Wein einzuschenken und ihnen deutlich zu machen, daß sie an den Kriegen und ihren Folgen, an ihrer Schändung, Vertreibung und Ausrottung letztlich selbst schuld seien, verfaßte das Mitglied des Indienrates, Dr. Palacios Rubios, das sogenannte «Requerimiento». Dieses erstaunlichste Dokument der Conquistazeit sollte vor jeder Schlacht mit den Indianern verlesen werden.

«Der denkwürdige Inhalt dieses in Form eines Aufrufes oder einer Ansprache gehaltenen langen Erlasses beginnt mit einem kurzen Abriß der mosaischen Schöpfungsgeschichte und setzt auseinander, daß über dieses so entstandene und im Laufe von mehr als fünftausend Jahren gewaltig vermehrte Menschengeschlecht der Papst in Rom als Oberhaupt gesetzt worden sei. Einer dieser <papa> genannten Oberhäupter der Menschheit habe nun die neuentdeckten Länder erblich den katholischen Herrschern von Kastilien geschenkt. Der Wortlaut dieser Schenkung sei in gewissen Schriftstücken niedergelegt, in welche sie, die Indianer, Einsicht nehmen könnten, wenn sie es wünschten. Diesen geistlichen und weltlichen Herrschern sich zu unterwerfen, werde ihnen hiermit dringend angeraten, damit sie auch die großen Vorteile hätten, die alle diejenigen Eingeborenen bereits genossen, welche dieser Aufforderung nachgekommen wären. Wenn auch sie dies tun würden, so würde ihnen, ihren Weibern und Kindern, alles Liebe und Gute und nur denkbar Vorteilhafte zuteil werden. <Wenn ihr es aber nicht tun solltet>, fährt der Aufruf fort, <oder wenn ihr boshafterweise damit ungebührlich lange zögern solltet, so versichere ich euch, daß ich mit der Hilfe des Himmels gewaltsam einschreiten und mit Heeresmacht in euer Land rücken werde und euch von allen Seiten und auf alle nur mögliche Weise mit Krieg überziehen werde, und daß ich euch mit Gewalt unter das Joch bringen will, und in den Gehorsam der Kirche und Seiner Majestät. Und dann werde ich euch, eure Weiber und eure Kinder nehmen und sie zu Sklaven machen, und als solche werde ich sie verkaufen, und ich werde auch eure Güter nehmen und euch überhaupt alles Übel antun, welches ich nur kann, wie man es ungehorsamen Vasallen anzutun gewohnt ist, die ihrem Herrn widerstehen. Und hiermit erhebe ich feierliche Warnung, daß alles vergossene Blut und alle Schäden, die daraus entstehen werden, auf euer schuldiges Haupt fallen, aber nicht Seiner Majestät oder Mir, oder den edlen Herren, die mit mir gekommen sind, zur Last gelegt werden.»

(G. Friederici: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, Band 1, S. 554f.)

Die Verblüffung der Einheimischen nach dem Verlesen dieses Schriftstückes - vorausgesetzt die Spanier hatten überhaupt einen Dolmetscher dabei - muß grenzenlos gewesen sein. Für die abgefeymten Conquistadoren hatte das Schriftstück nur einen Hauptzweck: «que nuestras conciencias quedán descargadas», - «daß unsere Gewissen unbelastet bleiben».

Indianische Kulturen

Wahrscheinlich sind die ersten Bewohner Amerikas etwa 20000 Jahre vor der Ankunft der Europäer eingewandert. Sie gelangten über eine wohl damals bestehende Landbrücke von Asien nach Alaska. Gegen 8000 v. Chr. erreichten sie die Spitze Südamerikas. Ihre Geschichte läßt sich an Hand archäologischer Funde zwei bis drei Jahrtausende zurückverfolgen. Aber erst seit dem 16. Jahrhundert liegt in den Berichten der Entdecker, Missionare, Reisenden und Kolonialbeamten schriftliches Material vor, das von der Kultur und der Denkweise der Eingeborenen in einem von den Europäern weithin noch unberührten Stadium Kunde gibt.

Im Nordosten Kolumbiens stößt der Gebirgszug der Sierra Nevada de Santa Marta an den Atlantik. Dort leben heute noch ein paar versprengte reinblütige Indianer, Nachfahren der Tairona, auf die einst die Spanier bei ihren Eroberungszügen stießen: damals ein blühender, hochentwickelter Stamm, der sich gegen die Machtansprüche der Eindringlinge wehrte, später einen um den anderen Aufstand anzettelte und erst im Jahr 1600 fast gänzlich vernichtet wurde.

Gerardo Reichel-Dolmatoff ist der bekannteste Archäologe Kolumbiens. Er berichtet über die Tairona.

(Columbia, Ancient Peoples and Places, London 1965, Thames and Hudson Ltd., dtsh. G. Pausewang (Hg.): Südamerika aus erster Hand, Würzburg 21975, S. 38 ff).

Gerardo Reichel-Dolmatoff

Tairona - Indianerkultur am Karibischen Meer

Die Tairona waren Tieflandindianer, die die Hügel am Fuß des Hochgebirges bewohnten. Gegenden, die über eintausend Meter Höhe lagen, besiedelten sie kaum. Die Bevölkerung lebte in großen Haufendörfern, die in den Bergfalten und oft an strategisch günstigen Stellen lagen. Die Hauptorte waren Bonda und Pocigüica, beide von Tausenden von Indianern besiedelt, und die Chroniken berichten, daß in manchen der Täler Hunderte und sogar Tausende von Häusern gestanden hätten. Die Spanier wunderten sich über die Architektur der Tairona. Juan de Castellanos schreibt: «Um die Dörfer zu erreichen, muß man Treppen aus gut behauenen und gut angelegten Steinstufen hinaufsteigen ... Die Dörfer liegen an Flüssen. Sie haben gute Straßen und haltbare und wohlgebaute Häuser.»

Ein Gebäude, das zu zeremoniellen Zwecken verwendet wurde, ist folgendermaßen beschrieben: «Da war ein kunstvoll konstruiertes Haus mit sechs oder sieben Treppenabsätzen, jede eine spanische Elle hoch, und einem schmalen Treppenaufgang in der Mitte, um hinaufzusteigen, von wo sie die Darbietungen sehen konnten, die unten auf einem weiten und gut gepflasterten Hof stattfanden.» Nur die Hausfundamente, die Stützmauern und die Treppen waren aus Stein. Die Häuser und Tempel hatten sie kreisförmig aus Holz konstruiert, aber von einer Größe und einer Kunstfertigkeit, die die Spanier erstaunte. Große, plattenbelegte Straßen verbanden die Dörfer, und lange

Treppen führten die steilen Hänge hinunter. Die wirtschaftliche Grundlage der Taironabevölkerung stellte der Maisanbau dar. Diese Mais- und viele andere nahrungspendenden Pflanzen wurden auf bewässerten Feldern und Terrassen angebaut. Die Spanier fanden: «... Sie pflegten ihre Gärten und bewässerten ihre Felder mit Hilfe von Gräben, die sie in bewundernswerter Ordnung angelgt hatten - auf die gleiche Weise wie die Lombarden oder die Etrusker ihre Gärten und Felder kultiviert und bewässert haben.»

Ein schwungvoller Handel blühte zwischen den Dörfern. Die Leute aus den Bergtälern handelten Fisch und Salz in den Küstensiedlungen ein und verkauften dort Gold und Baumwolltuch. Mit bestimmten Artikeln wie Perlen für Halsketten, für deren Herstellung die Tairona berühmt waren, wurde im ganzen Chibchaland Handel getrieben, und von dort brachte man Edelsteine bis an die Küste.

Im frühen 16. Jahrhundert war eine große Anzahl von Ortschaften unter die Führung von bestimmten Häuptlingen und zwei rivalisierenden Bündnissen geraten. Diese, mit den Hauptsitzen Bonda, in den dem Gebirge vorgelagerten Hügeln bei Santa Marta, und Pocigueica, in einer Bergfestung gelegen, hatten begonnen, über die Umgebung zu herrschen. Auch scheinen sich innere Machtkämpfe zwischen den zivilen und militärischen Amtsgewalten der Kaziken und einer einflußreichen Priesterklasse, den Naomas, entwickelt zu haben - ein Umstand, den die Spanier zu ihrem Vorteil ausnutzten. Die Tairona waren ein ausgesprochen kriegerisches Volk, aber die militärische Führerschaft war nicht organisiert, und es war die Regel, daß jedes Dorf seine Guerillakriege auf eigene Faust führte und kaum je seine Truppen mit denen anderer Dörfer vereinigte.

Es kostete die Spanier eine gute Hälfte des Jahrhunderts, die Tairona zu besiegen, die, nach Perioden unruhigen Friedens, immer und immer wieder gegen die fremden Eindringlinge rebellierten. Der letzte große Aufstand fand 1599 statt und wurde 1600 niedergeschlagen - nach drei Monaten blutigster Kämpfe, in denen aller Widerstand gebrochen wurde und der Stamm aufhörte, als eine Einheit zu existieren. Spanische Truppen brandschatzten und plünderten die Dörfer, verwüsteten die Felder und nahmen alle Häuptlinge und ihre Verwandten gefangen, außer denen, die es geschafft hatten, rechtzeitig in die Bergfestungen zu entfliehen.

Ausgrabungen dieser Häuser und Hofplätze geben uns reiche Kunde darüber, wie deren frühere Einwohner gelebt haben. Irdenes Geschirr und Steinwerkzeuge wurden in großen Mengen gefunden, und ihr Aussehen und ihre Verteilung erlauben uns, einen Blick auf das damalige tägliche Leben zu werfen. Es scheint, daß jedes Haus von einer einzelnen Familie bewohnt gewesen war. Die Feuerstelle, die aus drei oder vier Steinen bestand, war der rückwärtigen Tür etwas näher gelegen als der Frontseite des Hauses, wo der Haupteingang einen Blick auf das Tal oder den nächsten Fluß freigab. Bei sorgfältiger Aushebung des festgetretenen Lehmfußbodens war es möglich, die Kochgefäße nahe dem Herd, die kleinen Hammersteine und die Stößel, die zur Zubereitung der Mahlzeiten verwendet wurden, zu finden. Die großen Wasserbehälter standen nahe dabei an der Wand. Das Zentrum des Hauses ist sauber und frei von Mobiliar, aber entlang der

Wandkrümmung liegt dies und das, was einst jedem Familienmitglied gehört hatte und auf dem Fußboden liegend zurückgelassen worden war oder aus den Beuteln und Körben, die man an den Pfosten und Dachsparren aufgehängt hatte, herabgefallen war. In einer Ecke befinden sich für gewöhnlich ein paar steinerne Fischhaken, Netzbeschwerer, wie Vögel geformte Tonpfeifen und vielleicht irgendein zeremonieller Gegenstand, zum Beispiel eine feinpolierte Monolithaxt. Daß die gegenüberliegende Seite des Hauses von den Frauen bewohnt war, ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, denn dort fand man Töpferwaren, Kinderhalsketten, Schabe- und Reibwerkzeuge für die tägliche Speisezubereitung.

Die Bräuche der Indianerstämme, die noch heute in der Sierra Nevada leben, geben uns wertvolle Hinweise für die Enträtselung mancher archäologischen Funde. Zum Beispiel fanden wir auf vielen Hausgrundstücken, wenn wir unter den Fußböden oder unter den Steinplatten der Türen gruben, sorgfältig eingegrabene irdene Gefäße. Manchmal befanden sich diese Gefäße in kleinen kistenartigen Behältern aus dünnen Steinplatten, oder sie waren in Gruben vergraben, und die Öffnung des Topfes war sorgfältig mit einem runden Stein verschlossen.

Die Entdeckung eines solchen gutversteckten Topfes läßt natürlich irgendeinen wertvollen Schatz vermuten, aber enttäuschenderweise enthielten diese Gefäße nichts als eine Handvoll Kieselsteine oder ein Häufchen verschiedener steinerer Perlen, wie man sie für Halsketten braucht. Die Bedeutung dieser Kiesel und Perlen blieb unbekannt, bis wir diesen bei den Cogui Indios noch lebendigen Brauch entdeckten und beobachteten: Bei den Cogui, den Nachfahren der Tairona, wird bei jedem Hausbau ein irdenes Gefäß zeremoniell unter den Fundamenten vergraben. Für jedes Mitglied des Haushalts wird ein kleiner Kiesel in das Gefäß gelegt, das in Größe, Form und Farbe entsprechend den besonderen magischen Merkmalen des Familienangehörigen variiert. Bei der Geburt eines Kindes gräbt man den Topf aus und fügt einen neuen Stein hinzu. Auf diese Weise sind alle Hausbewohner identifiziert und unter den Schutz der Geister gestellt, die das Anwesen nach dem Glauben der Indianer bewachen.

Als wir ein für zeremonielle Zwecke bestimmtes Bauwerk ausgruben, entdeckten wir in der Nähe des Haupteinganges den Schädel eines Jaguars, ein Fund, den wir damals nicht deuten konnten. Unter den Cogui erfuhren wir jedoch, daß alle Bauten, die zeremoniellen Zwecken dienten, dem JaguarGott Cashindücuca geweiht waren und daß in alten Zeiten Jaguarschädel die Türen dieser Häuser verzierten.

Taironatöpferei ist vielfältig und reich verziert. Eßgeräte und die vielen Behälter, die für die Speisezubereitung und -aufbewahrung verwendet wurden, bestehen aus einer ziemlich groben Töpferware, die, obwohl gut ausgearbeitet und von angenehmer Form, in keiner besonderen Weise auffällt. Andere Arten der Töpferware zeigen jedoch eine außerordentlich hohe Entwicklung der Töpferkunst. Am charakteristischsten ist eine schwarz glasierte Art. Die Formen sind vielfältig. Da gibt es vierfüßige Schalen mit knolligen ausgehöhlten Fußstützen, auch Becher auf einem breit auslaufenden oder einem Ringsockel und eine große Anzahl von Gefäßen mit ausladender, komplizierter Silhouette. Einige Gefäßformen scheinen ausschließlich als Behälter für Opfertgaben in

Gräbern und unterirdischen Schatzkammern gedacht gewesen zu sein. Sie haben die Form zylindrischer Töpfe aus rotem oder schwarzem Ton mit befestigten Deckeln, die auf einem vorspringenden Wulstrand ruhen.

Sorgfältig ausgearbeitete Tonokarinas (Blasinstrumente, Pfeifen, H. W.) bilden eine besondere Kategorie der Funde. Sie reichen von den einfachsten Vogelformen bis zu überaus komplizierten Figuren von Kriegerern und Priestern mit hohem, federbestecktem Kopfschmuck, Nasenzierat, Keulen und anderem Zubehör. Einige dieser Bildnisse zeigen menschliche Wesen, die Tiermasken oder manchmal ein menschliches Antlitz tragen, das durch das offene Maul eines Jaguars oder eines Reptilienungeheuers späht.

Zahlreiche große Mahlsteine, tief ausgehöhlt und glatt vom langen Gebrauch, wurden auf Hausgrundstücken gefunden, auch Steinmeißel verschiedenster Größe, außerordentlich gut gearbeitet. Sogar so gewöhnliches Handwerkszeug wie Netzbeschwerer und Speisezerkleinerungsgeräte sind mit Sorgfalt hergestellt. Die Taironawaren auch geschickt im Bearbeiten kleiner Steine. Tausende von Steinperlen wurden in den Hausruinen oder in unterirdischen Höhlen gefunden. Sie bestehen aus feinpoliertem Karneol, Achat, Quarz oder anderen Steinen aus schönen Farben.

Die Metallverarbeitung der Tairona war hochentwickelt und konnte sich mit den besten Leistungen der entsprechenden Calima- oder Quimbayafachleute vergleichen. Figurinen, Nasenschmuck, Ringe, Perlen, Ohrgehänge oder Glocken wurden oft aus einer Kupferlegierung hergestellt, aber mit einer dünnen Goldschicht überzogen (vgl. Abb. S. 102f, H. W.).

Das Leben in Tairona muß sehr bunt und geschäftig gewesen sein. Dort lebte ein Volk, das Freude daran hatte, mit Geschick und gutem Geschmack die einfachsten Dinge des täglichen Lebens anzufertigen und zu verzieren. Sie hatten Vergnügen an den glatten und glänzenden Oberflächen ihres schwarzen Tongeschirrs, an ihren steinernen Kunstwerken und ihren goldenen und kupfernen Schmuckstücken. Sie müssen sicher geschickte Handwerker in vielen verschiedenen Gewerben gewesen sein: Töpfer, Goldschmiede, Steinmetzen, und wir können uns die Kunstfertigkeit ihrer Holzschnitzereien, ihrer Webereien und ihres Federschmucks, die die Bewunderung der Spanier hervorriefen, gut vorstellen.

Das Ende warf seine Schatten voraus, als die ersten roten Segel der spanischen Galeeren am Horizont erschienen. Für die bärtigen Männer, die an Land kamen - Seeleute, Soldaten, Priester, Bergleute und Zahlmeister -, waren diese Indios Götzendiener und Heiden, in Unwissenheit und Dummheit versunkene Opfer des Teufels, die vor ihresgleichen und vor ihren finsternen Göttern gerettet werden mußten. Und dann kamen Sklaverei, Epidemien, Tribute und Zwangsarbeit, und die wenigen Stimmen, die zur Verteidigung dieser verlorenen Sache zu hören waren, gingen in dem Glanz und der Erregung der Entdeckung und Eroberung Südamerikas oder in der Langweiligkeit der kolonialen Verwaltung und den Aktenstößen der Schreiber unter. Zu Beginn des Jahres 1600, als die letzte Schlacht geschlagen war, verurteilte der Gouverneur Juan Guiral Velón die gefangenen Häuptlinge zum Tode oder zu Exil. Der Hauptanführer der letzten

Rebellion wurde «an den Schwänzen zweier junger wilder Pferde geschleift und in vier Stücke gerissen. Die Stücke sollten auf den Weg gelegt und der Kopf in einen Käfig getan werden». Das Dekret des Gouverneurs besagt weiter, eine lange Liste der Taironahäuptlinge anführend: «Alle diese Indios ... verurteile ich zum Tode und befehle, daß sie an ihren Hälsen aufgehängt werden sollen ... daß er auf die übliche Art erhängt werde und daß sein Körper in den Flammen brennen soll, bis er in Asche verwandelt ist, so daß keine Erinnerung an ihn zurückbleibt.»

Vier große Eroberungen gab es in Südamerika, vier verschiedene amerikanische Kulturen wurden dabei zerstört: die der Azteken, der Maya, der Inka und der Chibcha. Die ersten drei sind weithin bekannt, die wenigsten jedoch kennen die Kultur der Chibcha oder die Namen ihrer Eroberer und die Vorgänge bei ihrer Zerstörung.

Zwischen den Hochkulturen der Mexikaner und Maya und dem Inkareich, das heißt zwischen dem Nicaraguasee im Norden und dem mittleren Ecuador, siedelten die Völker, die Chibcha sprachen. Ihre Heimat waren die Kordillere Kolumbiens. Sie dehnten ihren Siedlungsraum über die drei Andenkette nach Norden und die Täler des Rio Magdalena und des Rio Cauca aus. Dabei überlagerten sie im Osten und Norden die älteren Arawak. Die Wanderungen der Chibcha kamen möglicherweise durch Vorstöße der Karib, die in Großguayana ihre Heimat hatten, in Gang. Als die Spanier in der Neuen Welt landeten, gab es in Costa Rica, Panama, im Cauca und auf dem Hochland von Bogota hochentwickelte Kulturen.

(Vgl. H. D. Disselhoff: Geschichte der altamerikanischen Kulturen, München 1953, S. 245 ff.)

Die Chibcha auf der Savanne von Bogota bezeichneten sich selbst als Muisca (Menschen). Damit stellten sie sich, wie zahlreiche andere Völkerschaften es auch taten, an die Spitze der gesamten Menschheit. Die einzelnen Staatsgebilde der Muisca wären wahrscheinlich zu einem mächtigen Einzelstaat zusammengewachsen, wenn sie vor dem zerstörenden Eingriff der weißen Goldräuber verschont geblieben wären. Die Hochfläche in der Gegend des heutigen Bogota war schon damals ausgesprochen dicht besiedelt, denn der Boden war sehr fruchtbar; die Muisca pflanzten Mais, Kartoffeln und Bananen und trieben Handel mit ihren Nachbarvölkern. Ihre Fürsten nährten ihren Reichtum aus dem Verkauf von Smaragden und Salz, die sie gegen Koka, Baumwolle, Gold und Sklavenknaben eintauschten.

Diesen Fürsten wurde übernatürliche Macht zugeschrieben. Denn höhere Wesen verkörperten sich in ihnen: im Zipa von Bogota die Mondgöttin und im Zaque von Tunja der Sonnengott. In Sogamoso stand ihr überstaatliches Heiligtum. Die Priester der Muisca waren Mittler zwischen Göttern und Menschen, und sie verstanden sich auf magische Praktiken und Heilkunde. Sie leiteten auch die Feste des Jahres, bei denen die Fruchtbarkeit der Erde beschworen und Speisen und Getränke (chicha), Gewänder und Smaragd, Goldfiguren und auch Menschen zum Opfer dargebracht wurden.

¹ Über ihre Geschichte, das heißt diejenige Amerikas vor dem Einfall der Europäer, berichten folgende lehrreiche und unterhaltsame Bücher: Nigel Davies: Die Azteken - Meister der Staatskunst - Schöpfer

hoher Kultur, Reinbek 1979; Wilfried Westphal: Die Maya - Volk im Schatten seiner Väter, München 1979; Miloslav Stiglitz: Die Inkas - Ahnen der «Sonnensöhne», Wien/Düsseldorf 1978.

Über die Chibcha

«Die Häuser der Chibchadörfer waren aus senkrechten hölzernen Pfosten erbaut, die direkt auf dem Boden standen, und es wurde keinerlei Stein verwendet. Die meisten waren kreisrund mit einem konischen Dach aus verflochtenem Ichugras, das Generationen überdauerte. Andere Häuser, gewöhnlich die Gemeindehäuser, waren rechteckig und hatten grasbedeckte Giebeldächer.

Keine Gebäude, keine Tempel thronen auf künstlichen Erhebungen wie bei den Azteken oder Maya, es gab keine aus Steinlagen errichteten Tempel wie bei den Inka. Der «Palast» des Häuptlings unterschied sich nur durch seine Größe und dadurch, daß er am Eingang massive Bleche aus gehämmertem Gold hatte, die von Seilen gehalten wurden und im Wind klapperten und klingelten.

Das Innere des Hauses war so kahl wie das Äußere. Der Lehmboden war durch die Füße hartgetreten, und es gab Bettgestelle aus Rohrgeflecht, über die Tapir- oder Rehfelle oder auch Baumwolldecken geworfen waren. Stühle, die manchmal mit dünngehämmertem Gold geschmückt waren, gab es nur für höhergestellte Männer; die einfacheren hockten auf dem Boden. Das Essen wurde über großen Steinen, auf denen Tontöpfe standen, zubereitet; der Rauch zog durch die Lücken und Ritzen im Grasdach ab. Ein Gestell trug hölzerne Löffel, Steinäxte und Messer aus Bambussplintern. Fleisch, wenn überhaupt vorhanden, hing über dem Feuer an hölzernen Haken. Ein gewaltiger, mit großen Blättern bedeckter Lehmtopf enthielt die Chicha (Bier) aus Mais. Licht kam, außer vom Feuer, von stark harzigen Kienspänen. (...)

Die Grundlage der Gesellschaft war das Ehepaar. Geheiratet wurde früh, und wenn ein junges Mädchen heiratsfähig wurde, mußte es mit bedecktem Gesicht sechs Tage und sechs Nächte in einer verdunkelten Ecke sitzen. Danach wurde es gebadet, und dann wurde getanzt und getrunken. Mädchen im heiratsfähigen Alter konnten gekauft werden, oder wenn ein junger Mann ein Mädchen schätzte, saß er mehrere Tage vor ihrem Haus und bot entweder gewobenes Tuch oder eine tüchtige Portion Mais an. Keuschheit war für den Mann unwichtig, wenn nicht gar ein Grund zum Mißtrauen; aber wenn einmal eine Verbindung zustande gekommen war, durfte es keine Seitensprünge geben. Ein Mann konnte zwei oder auch drei Frauen haben, je nachdem, wie viele er unterhalten konnte. Die Frauen hatten dann getrennte Wohnplätze (die lediglich aus gewobenen Matten, die an Stangen befestigt waren und ein Geviert bildeten, bestanden); der polygame Ehemann richtete sich außerdem einen eigenen Wohnplatz ein. Die höhergestellten Männer waren, wie überall, Polygamisten.

Obwohl die Lebensumstände der Herren nicht besser waren als diejenigen ihrer Untertanen, wurden sie in Zeremonialsänften getragen. Sie waren praktisch eingehüllt in Goldohrringe, Kopfbedeckungen, Armspangen, Nasenschmuck, Speere, Schilde und

sogar ihre Stühle waren aus Gold.

Der Stamm wurde von einem Zipa geführt, der in einer hölzernen, von einer dicken Goldplatte bedeckten Sänfte getragen wurde. Das niedrige Volk fegte wie bei den Inka die Straße vor ihm sauber. Der Zipa war ein absoluter Monarch, aber die Erbfolge war matriarchalisch.»

(V. von Hagen: Auf der Suche nach dem Goldenen Mann, Reinbek 1977, S. 80f)

Felsen, Berge, Höhlen und Seen galten als Sitze höherer Wesen. Fast dreißig Gottheiten zählte das Muiscapantheon. Manche wurden als solare, andere als lunare Wesen vorgestellt. Chia hieß die Mondgöttin, Sua der Sonnengott. Aus sehr alter Zeit stammte der Glaube an einen Schöpfergott, dessen Name Chiminigagua war. Die höheren Wesen hatten je bestimmte Zuständigkeitsbereiche. So war Chuchabiba (der Regenbogen) Schutzgott der Schwangeren; Necetacoa wurde von den Webern verehrt; Huitaca war Göttin des Tanzes, der Trunkenheit und der Sexualität.

Die Muisca stellten sich vor, daß nach der Schöpfung, als alle Dinge bereits vorhanden waren, Sonne und Mond noch fehlten, so daß die Erde im Finstern lag. Es lebten damals nur zwei Menschen: der Kazike von Sogamoso und der von Tunja. Diese erschufen die Menschen, die Männer aus gelber Erde und die Frauen aus einer Pflanze. Dann befahl der Kazike von Sogamoso dem von Tunja, der sein Neffe war, zum Himmel emporzusteigen und als Sonne die Erde zu erleuchten. Daraufhin stieg er selbst empor, um als Mond in der Nacht zu scheinen.

Den solaren Gottheiten entstammt Bochica, ein Kulturheros. Als der Erdgott Chibchachum eines Tages, erbost über die Menschen, das ganze Hochland von Bogota in einen See verwandelte, erschien Bochica auf einem Regenbogen, schleuderte seinen goldenen Stab gegen die Felsen, so daß diese sich auftaten und das Wasser abfließen konnte. So entstanden die Tequendamafälle, deren inzwischen durch Industrieabwässer getrübe Fluten man heute noch bewundern kann. Bochica lehrte die Menschen den Acker zu bebauen und überbrachte ihnen die Gesetze. Er lehrte sie weben und gab den mythischen Herrschern der Vorzeit Macht über das Wetter und die Krankheiten.

Die Muisca stellten Götteridole aus Holz, Baumwolle, Wachs, Ton, Gold und Kupfer her und bewahrten sie in Tempeln auf. Außer den Göttern wurden auch die verstorbenen Ahnen verehrt. Die Seelen der Toten müssen einen beschwerlichen Weg zurücklegen und Schluchten und einen Fluß mit einem Boot aus Spinnweben überwinden, bis sie zu ihrem Ziel, dem Mittelpunkt der Erde, gelangen. Dort erwartet die Schlechten ein schmerzreiches, die Guten ein angenehmes Leben mit Essen und Trinken, Frauen und Sklaven.

Hoher Wertschätzung erfreute sich die Keuschheit, wiewohl die Fürsten einen großen Harem hatten (Der letzte Zipa soll drei- bis vierhundert Frauen besessen haben). Wenn ein Unterhäuptling starb, ohne einen Nachkommen zu hinterlassen, erfolgte die Auswahl seines Nachfolgers mit folgendem bemerkenswerten Examen: Auf einem öffentlichen

Platz wurde eine besonders hübsche und begehrenswerte nackte Frau aufgestellt. Jeder Bewerber um das Häuptlingsamt mußte nun, ebenfalls nackt, ihr gegenüber treten. Diejenigen Konkurrenten, bei denen sich infolge des aufreizenden Anblicks Zeichen der Begierde zeigten, schieden aus; der Beherrschteste wurde zum neuen Regenten bestimmt. Den Spaniern, die ins Gebiet der Chibcha einfielen, kam die Rivalität der Muiscafürsten untereinander sehr zustatten. Einige Jahre zuvor hatten sie bereits die Erbstreitigkeiten der Inkabrüder für sich ausnutzen können. Wir werden später davon berichten, wie im Jahr 1536 Gonzalo Jimenez de Quesada vor Sebastian de Benalcazar, dem Eroberer Ecuadors, und vor dem Deutschen Nikolaus Federmann, dem Abgesandten der Welser, die kolumbianische Hochebene erreichte. Sie eroberten die Muiscareiche, ohne daß ein einziger Spanier dabei ums Leben kam. Der Zipa wurde im Kampf verwundet und starb. Sein Nachfolger wurde zu Tode gefoltert, obgleich er mit den Spaniern ein Bündnis geschlossen hatte, weil er über den Verbleib der Schätze seines Vorgängers nicht aussagen wollte. Auch der Zaque von Tunja überlebte den Einfall der Spanier nicht. Seine Nachfolger endeten unter dem Beil des Henkers. Die Tempel gingen in Flammen auf. Die Muisca vergaßen ihre alte Herrlichkeit. Im 18. Jahrhundert verstummte ihre Sprache. Sie selbst gingen in der Mischbevölkerung Kolumbiens auf.

Das Sonnenfest

Am 12. April 1539 wurde Garcilaso de la Vega Inca geboren. Sein Vater war einer der spanischen Eroberer, seine Mutter eine Inkaprinzessin. Garcilaso wurde zu einem der wenigen Chronisten, die über das Leben der Inka berichteten. Als sein Vater seine Mutter verließ und eine Spanierin heiratete, reiste der junge Mestize nach Spanien, lebte in der Familie seines Vaters und wurde königlicher Offizier.

In seinen «Comentarios Reales del Inca» (Paris 1938, dtsh. G. Pausewang: Südamerika aus erster Hand, Würzburg 1975, S. 55 ff.) berichtet er:

«Unter vier Festen, die die Inka in der Stadt Cuzco feierten, war das feierlichste das Fest der Sonne im Monat Juni, das sie Intip Raimi nannten. Das soll <feierliches Fest der Sonne> heißen. Allgemein nannten sie es Raimi, was dasselbe heißt. Und wenn sie andere Feste ebenso benannten, so geschah dies in Anlehnung an dieses Fest, dem rechtmäßig der Name Raimi gehörte. Mit diesem Fest feierten sie die Sommersonnenwende.

Sie brachten es der Sonne dar, um sie als ihre höchste, einzige und allumfassende Gottheit zu verehren, die mit ihrem Licht und ihrer Heilkraft alle Dinge der Erde schuf und erhält. Sie glaubten, daß sie der natürliche Vater des ersten Inka Manco Capac und der Coya Mama Occllo Huaco sei und auch der Erzeuger aller Könige und deren Söhne und Nachkommen, die auf die Erde gesandt worden seien zum allgemeinen Nutzen der Menschen. Aus diesen Gründen, so sagten sie, sei das Fest so überaus feierlich.

Zu dem Fest fanden sich die wichtigsten Leute des Reiches ein: alle führenden, schon in den Ruhestand versetzten Kriegshauptleute und auch die Offiziere, die zur Zeit nicht im

Heer benötigt wurden, und alle Curacas, die Herren Vasallen des ganzen Reiches. Sie kamen nicht auf Grund eines Befehls, der sie zu erscheinen gezwungen hätte, sondern weil sie sich freuten, an den Feierlichkeiten eines so großen Festes teilzunehmen. Und weil es die Anbetung ihres Sonnengottes und die Verehrung des Inka, ihres Königs, zum Anlaß hatte, gab es niemanden, der nicht daran teilgenommen hätte.

Wenn die Curacas nicht kommen konnten, weil sie durch Alter oder Krankheit oder wichtige Geschäfte im Dienste des Königs verhindert waren oder wegen der großen Entfernung nicht kommen konnten, schickten sie ihre Söhne und Brüder, begleitet von den Edelsten der Verwandtschaft, damit sie in ihrem Namen an dem Fest teilnahmen, auf dem sich der Inka persönlich befand, sofern er nicht gerade an einem Krieg teilnahm oder das Reich bereiste.

Der König führte die wichtigsten Zeremonien als höchster Priester aus, obwohl er immer einen Oberpriester aus seinem eigenen Blut besaß, denn dieser mußte Bruder oder Onkel des Inka sein. Aber auf diesem Fest, da es das besondere Fest der Sonne war, führte der König als erstgeborener Sohn der Sonne die Zeremonien selbst aus. Ihm kam es zuallererst und hauptsächlich zu, das Fest der Sonne zu feiern.

Die Curacas kamen in ihrem schönsten Festschmuck, den sie selbst entworfen hatten: Einige trugen die Kleider mit Gold und Silber beschlagen und Girlanden des gleichen Metalls auf den Köpfen über ihren Frisuren. Andere kamen so, wie man Herkules darstellt: in ein Löwenfell gekleidet und den Kopf in dessen Kopf geschoben, denn jene Curacas brüsteten sich, von einem Löwen abstammend.

Andere kamen in der Art, wie man die Engel darstellt, mit den großen Flügeln eines Vogels, den sie Kondor nennen. Die sind schwarz und weiß und so groß, daß die Spanier vierzehn und fünfzehn Fuß Spannweite der Flügel gemessen haben. Die Curacas, die sich mit solchen Flügeln schmückten, prahlten, sie stammten von einem Kondor ab.

Andere trugen Masken, mit großem Fleiß nach den abscheulichsten Vorbildern verfertigt, die man sich nur denken kann. Das sind die Yuncas. Sie nahmen an dem Fest teil, indem sie die Gebärden und Fratzen von Verrückten, Dummköpfen und Trotteln nachahmten. Zu diesem Zweck trugen sie in den Händen die entsprechenden Instrumente wie Flöten, schlecht aufeinander abgestimmte Tamburine, Stücke von Fellen, mit denen sie ihre Narreteien vollführten.

Wieder andere Curacas kamen mit anderen, davon abweichenden Wappenerfindungen. Jeder Stamm brachte seine Waffen, mit denen er im Krieg kämpfte. Einige brachten Pfeile und Bogen, andere Lanzen, Speere, Wurfspieße, Keulen, Schleudern und Äxte mit kurzen Stielen, die für den Kampf mit einer Hand gedacht waren, andere mit langen Stielen für den Kampf mit beiden Händen. Sie trugen Bilder von den Heldentaten, die sie im Dienst der Sonne und der Inka vollbracht hatten. Sie trugen auch große Kesselpauken und Trompeten, und es waren viele, die die Pauken schlugen und Trompeten bliesen. Kurz, jeder Stamm präsentierte sich so großartig wie möglich. Jeder einzelne versuchte seine Kameraden und Landsleute zu übertreffen, und wenn er konnte, sogar alle Anwesenden.

Mit einer strengen Fastenzeit, die drei Tage dauerte, bereiteten sich alle auf das Sonnenfest vor. Während dieser Zeit aßen sie nur etwas weißen und rohen Mais und ein paar Kräuter, die sie Chucam nennen, und tranken nur klares Wasser. Während dieser drei Tage entzündeten sie auch kein Feuer in der ganzen Stadt.

Wenn die Fastenzeit in der Nacht vor dem Fest zu Ende ging, begannen die Inkapriester, die mit der Gestaltung der Opferfeier beauftragt waren, die Hammel und Lämmer für die Opferung und auch die Eßwaren und Getränke, die sie der Sonne anzubieten hatten, vorzubereiten. Alles das war für die Leute bestimmt, die zu dem Fest gekommen waren, denn die Gaben mußten für das ganze Volk reichen, nicht nur für die Curacas und Gesandten, sondern auch für die Verwandten, Vasallen und Diener.

Die Frauen der Sonne begannen in dieser Nacht eine große Menge von Maisteig herzustellen, den sie Sancu nennen. Sie formten daraus runde Brötchen in der Größe eines gewöhnlichen Apfels. Und es ist zu bemerken, daß diese Indios nie ihr Getreide zu Teig und dann zu Brot verarbeiteten, außer bei diesem Fest und einem anderen, das sie Citua nennen. Sie aßen das Brot auch nicht zur gesamten Mahlzeit, sondern nur zwei oder drei Bissen zu Beginn. Ihr gewöhnliches Essen an Stelle des Brotes sind gekochte oder geröstete Maiskörner.

Das Mehl für dieses Brot, vor allem das, welches der Inka und die Personen seines königlichen Blutes essen sollten, wurde von ausgesuchten Jungfrauen gemahlen und zu Teig verknetet, von Frauen der Sonne, und diese kochten auch die Speisen für das Fest, denn das Mahl glich mehr einem Bankett, das die Sonne ihren Kindern gab. Und deswegen bereiteten die Frauen das Mahl, da sie Frauen waren, die der Sonne angehörten.

Für die übrigen, gewöhnlicheren Leute bereitete eine unzählige Menge anderer Frauen, die für diese Arbeit abgeordnet worden waren, das Brot und kochte die Speisen. Aber das Brot bereiteten sie, obwohl es für die Allgemeinheit bestimmt war, mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu und achteten darauf, daß wenigstens das Mehl von vornehmeren Jungfrauen gemahlen wurde, denn dieses Brot hielten sie für heilig, und es war nicht erlaubt, es während des Jahres zu essen, sondern nur zur Gelegenheit dieses Festes, das das Fest ihrer Feste war.»

Ausweitung der Herrschaft

Mit einer Handvoll Rittern, zweihundert Fußsoldaten und ein paar dressierten Hunden führte Kolumbus selbst drei Jahre nach seiner ersten Entdeckungsfahrt einen Feldzug gegen die Einheimischen von Santo Domingo an. Fünfhundert von ihnen wurden gefangen, nach Spanien verfrachtet und in Sevilla als Sklaven verkauft. Die Europäer hatten anfangs geglaubt, das Paradies entdeckt zu haben. Als Amerigo Vespucci nach Brasilien kam, staunte er: «Die Bäume sind von solcher Schönheit und Anmut, daß wir uns im Paradies auf Erden fühlten ... » Aber ein Sack Pfeffer war mehr wert als ein Menschenleben, und für Gold und Silber waren die Europäer sofort bereit, das Paradies

zu schänden. Schlechtes Gewissen stand ihnen dabei nicht im Weg, denn die Verbreitung des christlichen Glaubens war auf Unterdrückung und Landokkupation, Raub und Plünderung, sozusagen als seine Voraussetzungen, angewiesen.

Mit 100 Matrosen, 509 Soldaten, 16 Pferden, 32 Wurfmaschinen, 10 Kanonen und einigen Musketen verließ Hernan Cortez 1519 die Insel Cuba und landete in Vera Cruz. Cortez, derschlimmste Indianerhenker und folterer, hatte, wie es üblich war, einen königlichen Freibrief für sein Unternehmen in der Tasche. Darin wird festgestellt, daß der Hauptbeweggrund des Unternehmens in der Ausbreitung des katholischen Glaubens bestehe; ferner wird angeordnet, daß Cortez keinen öffentlichen unsittlichen Skandal dulden und mit schweren Strafen gegen Gesetzesbrecher vorgehen solle, zumal gegen solche, die mit «Beischläferinnen» in wilder Ehe lebten, außerehelichen geschlechtlichen Umgang mit Frauen hatten und dem Karten- und Würfelspiel huldigten. (All dies trieb er selbst ununterbrochen). Festgelegt ist der Hergang, nach dem die Missionierung der Heiden zu bewerkstelligen war. Die Indianer, denen solche Gnade und Gunst widerfährt, sollten ihrerseits ihre Unterwürfigkeit und ihren guten Willen beweisen, indem sie «mucha cantidad de oro, piedras, plata y otras cosas que ellos tienen» («eine große Menge Gold, Edelsteine, Silber und andere Dinge, die sie besitzen») Seiner Hoheit, dem König, und dem Gouverneur freiwillig ausliefern, andernfalls könnten «Dios nuestro señor y sus Altezas» («Gott unser Herr und Ihre Hoheiten») sehr ungnädig werden.

Tenochtitlan, die Hauptstadt des Aztekenreiches, war damals fünfmal größer als Madrid und ihre Bevölkerung doppelt so zahlreich wie die Sevilas.

Die Ankunft der Europäer vor dem mexikanischen Festland

«Während er seine Gesandten erwartete, konnte Motecuhzomal weder schlafen noch essen. Man durfte nicht mit ihm sprechen. Seufzend ging er umher, erschöpft und niedergeschlagen, alles schien ihm nichtig. Er hatte sich verloren in Verzweiflung, in tiefster Schwermut und Sorge. Nichts konnte ihn trösten, nichts ihn beruhigen, nichts ihm Vergnügen bereiten. Er sagte: <Was wird mit uns geschehen? Wer wird es mit starkem Herzen ertragen? Ach, früher war ich stark, nun sitzt der Tod mir im Herzen. Es brennt und zuckt im Pfefferwasser der Angst. Wird unser Herr hierher kommen?> Er gab seinen Palastwachen den Befehl: <Sagt mir, selbst wenn ich schlafe: <Die Gesandten sind vom Meer zurück!> Aber als sie dann kamen und es ihm sagten, rief er: <Sie sollen mir nicht hier berichten. Ich will sie im <Haus der Schlange> empfangen. Dorthin sollen sie gehen! Und man soll zwei Gefangene mit Kalk bestreichen.> Die Gesandten begaben sich in das <Haus der Schlange>, und Motecuhzoma kam. Vor seinen Augen wurden die beiden Gefangenen geopfert. Man schnitt ihnen die Brust auf und besprengte die Gesandten mit ihrem Blut; denn sie hatten einen gefährlichen Auftrag gehabt: sie hatten die Götter' gesehen, ihre Augen hatten ihnen ins Antlitz geblickt. Sie hatten sogar mit den Göttern geredet. Darum wurde das Opfer so vollzogen.

Als das Opfer beendet war, berichteten die Gesandten dem König. Sie erzählten ihm, wie sie die Reise gemacht, welche Wunderdinge sie gesehen hatten und welche seltsame

Speisen die Fremden äßen. Motecuhzoma war sehr erstaunt und bestürzt über ihren Bericht, und die Beschreibung der göttlichen Speise entsetzte ihn mehr als alles andere. Sie nährten sich nicht von Blut und menschlichen Herzen!

Erschrocken hörte er auch davon, wie die Kanone brüllt, wie ihr Donner trifft, daß man taub und ohnmächtig wird. Die Gesandten sagten: <Ein Ding wie ein Ball aus Stein fliegt aus ihrem Bauch heraus, sprüht Funken und regnet Feuer. Der Rauch stinkt wie Schwefel oder fauliger Schlamm. Er macht den Kopf benommen, denn er dringt bis ins Gehirn. Wenn die Kugel den Berg trifft, spaltet er sich und birst in Stücke. Wenn sie den Baum trifft, verweht er in Splittern, als ob ein Zauberer in seinem Innern ihn fortgeblasen hätte.> Und die Gesandten berichteten weiter:

<Ihre Kriegstracht und ihre Waffen sind ganz aus Eisen gemacht. Sie kleiden sich ganz in Eisen, mit Eisen bedecken sie ihren Kopf, aus Eisen sind ihre Schwerter, ihre Bogen, ihre Schilde und Lanzen. Sie werden von Hirschen auf dem Rücken getragen, wohin sie wollen; auf diesen Hirschen sind sie so hoch wie Dächer. Ihr Körper ist ganz verborgen, nur ihre Gesichter sind nicht bedeckt. Ihre Haut ist weiß, wie aus Kalk gemacht. Ihr Haar ist gelb, nur bei einigen schwarz. Sie haben auch lange gelbe Bärte, auch die Backenbärte sind gelb. Ihr Haar ist gelockt, in glänzenden Strähnen. Ihre Speise ist menschlich, wie die von Fürsten. Sie ist groß, weiß und nicht schwer, wie Spreu, wie Maisstengel. Sie schmeckt wie gemahlene Maisstengel, wie das Mark des Maisstengels, süß, wie mit Honig versetzt.

Ihre Hunde sind große Ungeheuer mit flachen Ohren und langen hängenden Zungen. Sie haben feurige gelbe Augen, die Funken sprühen und blitzen. Ihre Bäuche sind flach wie Löffel, ihre Flanken sind lang und schmal. Sie sind wild und unermüdlich, sie springen hierhin und dahin, keuchen immer und lassen die Zunge hängen. Sie sind gefleckt wie der Jaguar.>

1 Motecuhzoma, auch Moctezuma II. oder Montezuma genannt, herrschte seit 1503 bis zu seiner Ermordung (1520) über das Aztekenreich.

2 Die europäischen Ankömmlinge wurden von den Azteken als Götter betrachtet. 3 Pferde waren den Azteken unbekannt.

Als Motecuhzoma diesen Bericht gehört hatte, griff die Furcht ihn an. Sie schwächte sein Herz bis zur Ohnmacht; es schrumpfte zusammen. Und die Verzweiflung eroberte ihn.

Doch dann sandte er wieder Abgeordnete aus, er schickte seine klügsten Leute, die begabtesten Wahrsager und Zauberer, die er nur finden konnte, und die edelsten und tapfersten Krieger. Sie nahmen Vorräte mit auf die Reise, Hühner, Eier, weiße Maisfladen, und was die Fremden sonst noch benötigen mochten oder was ihnen vielleicht gefallen könnte, trugen sie mit sich. Motecuhzoma schickte auch Gefangene mit. Sie waren für Opfer bestimmt, wenn es die Götter nach Menschenblut gelüstete. Die Gefangenen wurden vor den Fremden geopfert, doch als die Weißen das sahen, schüttelten sie sich vor Abscheu und Ekel. Sie spien auf den Boden, wischten sich Tränen ab, schlossen schauernd die Augen, wandten den Kopf vor Entsetzen. Die mit köstlichem Blut besprengten Speisen mochten sie nicht! Sie sahen sie dampfen, das

machte sie krank wie der Genuß von verdorbenem Blut. Motecuhzoma befahl das Opfer, weil er die Fremden für Götter hielt, er betete sie an, er glaubte an sie. Sie wurden (Götter) genannt, <die vom Himmel gekommen sind>, und die Schwarzen nannte man die <beschmutzten Götter>. Doch die Fremden aßen die Maisfladen, die Eier, die Hühner und Früchte von allen Sorten, süße und saure: Guaven, Avocados, stachelige Birnen und viele andere Arten, die hier gedeihen. Auch für die Hirsche fand man schmackhaftes Futter, Riedschößlinge und grüne Gräser.

Motecuhzoma hatte die Magier beauftragt, auszuforschen, wer die Fremden wären. Zugleich sollten sie trachten, sie zu verzaubern, irgendein Unheil auf sie herabzuziehen, den bösen Wind gegen sie lenken, schlimme Geschwüre und Wunden aufbrechen lassen oder mit einem Zauberspruch Krankheit, Tod oder Umkehr der Fremden zu beschwören. Die Zauberer taten ihr Werk, sie besprachen die Fremden, aber die Wirkung blieb aus. Die Sprüche versagten, sie hexten den Fremden nichts an. Da kehrten die Zauberer eilig zurück und berichteten Motecuhzoma, wie stark und unverwundbar die Fremden wären. Sie sagten: <O Herr, wir sind ihnen nicht gewachsen. Vor ihnen sind wir wie nichts.> Darauf erließ der König Motecuhzoma strenge Befehle: <Die Statthalter, Fürsten, Häuptlinge haben dafür zu sorgen, daß die Fremden alles erhalten, was sie nur fordern! Sind sie lässig, soll Todesstrafe sie treffen!>

Als die Spanier die Schiffe verließen, auf das Festland kamen und ihren großen Zug begannen, diente und half man ihnen, wenn sie kamen, und große Ehrungen wurden ihnen zuteil. Unter beständigem Schutz marschierten sie vorwärts, und alles wurde getan, was ihnen erwünscht war.

Doch Motecuhzoma war angsterfüllt und verwirrt; von Schrecken gepeinigt, verzweifelte er an der Zukunft seiner Stadt. Sein Volk war verwirrt wie er, beriet, besprach die Berichte. Man kam auf den Straßen zusammen, bildete Gruppen, Gerüchte verbreiteten Schrecken. Man weinte und klagte. Die Leute waren niedergeschlagen, sie schlichen umher mit gesenkten Köpfen, sie begrüßten einander mit Tränen. Doch einige suchten die anderen zu ermutigen. Und die Kinder wurden getröstet, man streichelte ihnen die kleinen Köpfe. Väter und Mütter verwöhnten sie unter Liebkosungen.

Die Häuptlinge gingen zu Motecuhzoma. Sie sagten, um ihm das Herz zu stärken: <Eine Frau aus unserm Volk führt die Fremden hierher. Sie spricht unsere Sprache. Ihr Name ist Malintzin, und sie stammt aus Teticpac. Sie fanden sie dort an der Küste.>

Die Spanier begannen nun, nach Motecuhzoma zu fragen. Sie fragten die Leute in den Dörfern: <Ist er noch ein Jüngling? Ist er ein Mann oder schon ein Greis? Ist er noch kräftig, oder fühlt er schon seine Kräfte vor Alter erlahmen? Wird sein Haar vor Alter schon weiß?> Und die Dorfbewohner erwiderten ihnen: <Er ist im besten Mannesalter, nicht dick, sondern schlank, fast hager. Nicht dünn, sondern zart und von ranker Gestalt.> Als Motecuhzoma hörte, daß sie sich nach ihm erkundigten, als er erfuhr, daß die Götter ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen wünschten, zog sich sein Herz zitternd zusammen. Nur noch Angst erfüllte ihn. Er wollte fortlaufen, sich verbergen, er wollte den Göttern ausweichen, ihnen entkommen, sich in einer Höhle verstecken. Er sprach mit

vertrauten Ratgebern, die nicht kleinmütig waren, die noch große entschlossene Herzen hatten. Sie sagten: (Da ist der Weg, der nach Norden führt, ins Totenreich, oder der Weg nach Osten zum Hause der Sonne, oder der Weg nach Süden ins Reich des Regengottes oder der Weg nach Westen, der dich in Cintlis Maishaus bringt. Alle diese Wege stehen dir offen. Dort überall kannst du dich verbergen - wo es dir am liebsten ist.) Und Motecuhzoma entschied sich: Er wollte zu Cintli, der Korngöttin, gehen. Ihren Schutz wollte er suchen. Und sein Wunsch wurde bekannt gemacht; er wurde dem Volk verkündet.

Aber er konnte es nicht tun. Er konnte nicht weglaufen, nicht in ein Versteck gehen. Er hatte seine Kraft verloren und seinen Mut. Er konnte gar nichts tun. Die Worte der Magier hatten sein Herz überwältigt, sie hatten ihn in Verzweiflung gestürzt. Er war nun schlaff und schwach und unsicher. Er konnte keinen Entschluß fassen. Darum tat er nichts. Er wartete. Er tat nichts. Er ergab sich und wartete. Er wartete darauf, daß sie kämen. Doch zuletzt bezwang er sein Herz. Und dann erwartete er ruhig, was geschehen sollte.»

(B. de Sahagün, Codex Florentino, Buch XII; in: M. Leon-Portilla und R. Heuer: Rückkehr der Götter. Die Aufzeichnungen der Azteken über den' Untergang ihres Reiches, München 1965, S. 31-36, G. Middelhaure Verlag, zitiert nach: U. Bitterli (Hg.): Die Entdeckung und Eroberung der Welt, Band 1, München 1980, S. 60ff.)

Francisco Pizarro, Analphabet und ehemaliger Schweinehirt, zog mit 180 Soldaten und 37 Pferden gegen das Hunderttausendmannheer der Inka. In der Tasche trug er einen Vertrag, den er mit List und Hartnäckigkeit Karl V. in Sevilla abgetrotzt hatte:

«Dem Offizier des spanischen Reiches Francisco Pizarro wird das Recht zugestanden, das Land Peru oder Neukastilien zu entdecken und zu erobern.

Francisco Pizarro erhält den Rang und den Titel eines Oberbefehlshabers des Landes Peru sowie den Titel eines Adelantado auf Lebenszeit.

Sein Gehalt beträgt 725 000 Maravedis. Er hat dieses Gehalt aus dem Lande selbst zu ziehen und verpflichtet sich, ein kriegerisches Gefolge zu unterhalten, das seinem Stande angemessen ist.

Es wird ihm das Recht verliehen, Festungen zu errichten, über die er uneingeschränkt befehligen kann.

Er genießt alle Vorrechte, die mit dem Rang eines Vizekönigs verbunden sind.

Diego de Almagro wird zum Befehlshaber der Stadt Tumbez ernannt. Sein Gehalt beträgt jährlich 300000 Maravedis, die er aus der Stadt Tumbez zu ziehen hat. Er erhält den Titel eines Hidalgo und dessen Rechte.

Pater Hernando de Luque erhält als Lohn für seine Dienste das Bistum von Tumbez und wird zum Beschützer aller peruanischen Indianer ernannt.

Bartolome Ruiz wird zum Großlotsen des Südmeeres ernannt und erhält ein jährliches Gehalt von 100000 Maravedis, die er aus dem Lande Peru zu ziehen hat.

Pedro de Candia wird an die Spitze des Geschützwesens gestellt.
Cristoval de Peralta, Pedro Alcon, Domingo de Soria Luce, Garcia de Jerez, Nicolas Ribera, Anton de Carrion, Francisco de Cuellar, Alonso Briceno, Alonso de Molina, Martin de Paz und Joan de la Torre werden zu Cavalleros ernannt.

Der Rat von Indien wird Anordnungen treffen, welche zur Einwanderung in das Land Peru ermutigen. Alle Einwanderer werden zunächst von Abgaben befreit sein.

Pizarro verpflichtet sich, alle Anordnungen zu befolgen, welche der Rat von Indien hinsichtlich einer zweckmäßigen Beherrschung des Landes Peru und zum Schutz der Indianer erlassen wird. Er verpflichtet sich ferner, 40 Priester nach Peru mitzunehmen, die ihn bei seinen Bestrebungen, die Indianer zum Christentum zu bekehren, unterstützen sollen.

Rechtsgelehrten ist es verboten, das Land Peru zu betreten.

Pizarro nimmt schließlich die Verpflichtung auf sich, binnen 6 Monaten nach Ausstellung des Vertrages eine Streitmacht von 250 Mann aufzustellen, welche die Eroberung von Peru gewährleisten wird. 100 Mann dürfen aus den Pflanzstaaten entnommen werden.

Der Rat von Indien verpflichtet sich, dem Pizarro eine Unterstützung zur Anschaffung von Geschützen zu gewähren, deren Höhe noch festgesetzt werden wird.

Pizarro verpflichtet sich, 6 Monate nach seiner Rückkehr Panama zu verlassen und zur Eroberung von Peru aufzubrechen.

Von allen Einkünften aus dem Lande Peru, welcher Art auch immer sie sein werden, stehen dem Francisco Pizarro 10 Hundertstel zu. Die anderen 90 Hundertstel gehören der Krone. Diese Bestimmung gilt nicht für edle Metalle, gleichgültig, ob sie durch Tausch oder Gewalt erlangt werden. Hier stehen dem Francisco Pizarro 5 Hundertstel und der Krone 95 Hundertstel zu.»

(Die Eroberung von Peru, hg. von R. und E. Grün, Tübingen und Basel 1973, S. 27ff, Verlag Horst Erdmann)

In Pizarros Begleitung befanden sich vier seiner Brüder, allesamt arme Burschen, deren Sinn nach raschem Reichtum stand, unter ihnen der gewissenlose, rachsüchtige und anmaßende Hernando Pizarro. In Cajamarca (Caxamalca) trafen die Spanier und Atahualpa zusammen. Der Augustinermönch Celso Gargia, der sich dem Zug als «Heidenbekehrer» angeschlossen hatte, berichtet:

«Sie (die Spanier, H. W.) hatten genug gesehen, und manche wurden von Mutlosigkeit

befallen. Diese Mutlosigkeit wuchs, als die Nacht angebrochen war. Denn oben auf dem Berghang loderten die Wachtfeuer der Indianer, und vielen schienen sie nicht weniger als die Sterne zu sein.

Francisco Pizarro war nicht niedergeschlagen. Er rief seine Offiziere zusammen und teilte ihnen den Entschluß mit, den er gefaßt hatte. Es war seine Absicht, dem Inka einen Hinterhalt zu legen und ihn im Angesicht seines ganzen Heeres gefangenzunehmen. Einen anderen Weg, sagte Pizarro, gebe es in dieser bedrohlichen, ja verzweifelten Lage nicht.

Kaum daß die Sonne aufgegangen war, rief lauter Trompetenschall die Spanier zu den Waffen. Pizarro setzte ihnen mit knappen Worten seinen Plan auseinander und traf dann die notwendigen Vorbereitungen.

Auf der Plaza standen mehrere geräumige Hallen mit großen Toren, offenbar Unterkünfte für die Truppen Atahuallpas. In diesen Hallen stellte Pizarro seine Reiterei in zwei Abteilungen auf, die eine unter de Soto, die andere unter seinem Bruder. Das Fußvolk brachte er in einem anderen Gebäude unter. Zwanzig Soldaten, die er selbst ausgewählt hatte, blieben bei ihm. Pedro de Candia wurde mit den Geschützen und einigen Soldaten auf der Festung postiert. Ihm oblag es, durch das Abfeuern einer Feldschlange das Zeichen zum Angriff zu geben. Auch den Pferden wurde eine besondere Aufgabe erteilt. Auf ihre Bruststücke wurden Schellen gehängt, deren Lärm die Verwirrung der Indianer vergrößern sollte.

Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, wurde eine Messe gelesen. Der Gott der Schlachten wurde angerufen, seine schützende Hand über die Soldaten zu halten, die bereit waren, für die Vergrößerung des Reiches der Christenheit zu kämpfen. Alle stimmten begeistert in den Gesang <Exsurge, Domine, et judica causam tuam> ein.

Erst am späten Vormittag kam Bewegung in das indianische Lager. Man traf dort alle nur möglichen Anstalten, um mit viel Pracht und viel Förmlichkeit in Caxamalca einzuziehen. Vorerst erschien ein Bote und kündigte an, daß sich Atahuallpa mit allen seinen Kriegern einfinden werde, die bewaffnet sein würden, weil auch die Spanier bewaffnet in sein Lager gekommen seien. Dies war für Pizarro keine erfreuliche Nachricht, allerdings hatte er kaum das Gegenteil angenommen. Er machte keinen Einwand, um zu vermeiden, daß Atahuallpa mißtrauisch wurde oder seine Absichten erriet.

Es war Mittag, als der indianische Zug sichtbar wurde. Voran gingen Diener, welche die Straße mit großen Wedeln säuberten. Ihnen folgten Frauen und Kinder. Und dann konnten die Spanier den Inka sehen, der von den Vornehmsten seiner Edelleute auf den Schultern getragen wurde, während andere neben seinem Thronessel gingen. Alle diese Edelleute trugen soviel

Goldschmuck, daß sie wie die Sonne strahlten. Die indianischen Truppen postierten sich links und rechts von der Straße und auf den Wiesen. Hernando Pizarro schätzte sie auf

50000 Mann (...) Vorher hatte Atahuallpa den spanischen Befehlshaber wissen lassen, daß er den größeren Teil seiner Krieger zurücklassen werde. Er forderte zugleich, daß für ihn und sein Gefolge Wohnungen in einem der großen steinernen Gebäude auf der Plaza, das wegen einer auf den Mauern abgebildeten Schlange <Schlangenhäuser> hieß, in Stand gebracht würden. Keine Nachricht konnte Pizarro willkommener sein. Es schien so, daß Atahuallpa keinen anderen Wunsch hatte, als in die ihm gestellte Falle zu gehen. Ich wage es, zu behaupten, daß dies der unmittelbare Finger der göttlichen Vorsehung war.

Vor Sonnenuntergang erreichte die indianische Vorhut Caxamalca. Nun sahen wir, daß mehrere hundert Diener den Weg säuberten. Sie sangen Siegeslieder, die in meinen Ohren wie Gesänge der Hölle klangen. Dann folgten weitere Haufen, sie trugen eine Kleidung aus stark glänzenden Stoffen. Andere wieder waren weiß gekleidet und hielten goldene Keulen in der Hand. Die Leibwachen des Regenten waren himmelblau gekleidet und hatten in den Ohren große goldene, mit Smaragden besetzte Ringe, deren Wert unschätzbar war.

Und dann wurde der Inka Atahuallpa sichtbar. Er saß in einer Sänfte, in der sich ein Thron aus gediegenem Gold befand. Der Thron war mit den bunten Federn tropischer Vögel geschmückt. Die Kleidung des Herrschers war noch viel reicher als am vergangenen Abend. Er trug ein Smaragdhalsband von außerordentlicher Schönheit. In seinem kurzgeschnittenen Haar staken kostbare Edelsteine, um seine Schläfen wand sich die Borle. Seine Haltung war die eines Menschen, der es gewohnt ist, Befehle zu erteilen, welchen sich niemand widersetzt.

Auf der Plaza hielt der Zug an. Das Gefolge, etwa 6000 Mann, stellte sich links und rechts auf. Atahuallpa verließ die Sänfte und fragte: <Wo sind die Fremden?> Es war nämlich nur ein einziger Spanier zu sehen.

Dieser einzige war der Dominikanermönch Vicente de Valverde, Pizarros Beichtvater. Er hielt in der einen Hand eine Bibel und in der anderen ein Kreuzifix. Gemessenen Schrittes ging er auf den Inka zu und blieb knapp vor ihm stehen. Dann begann er zu sprechen. Er beherrschte die Quichamundart, so daß Atahuallpa jedes seiner Worte verstehen konnte. Vorerst sprach Valverde von der Dreieinigkeit, dann von der Erschaffung des Menschen, dem ersten Sündenfall, der Erlösung durch unseren Herrn Jesus Christus und der Himmelfahrt Christi. Hierauf sagte er: <Der Heiland ließ auf der Erde den Apostel Petrus als seinen Stellvertreter zurück, dieser gab sein Amt an den Papst weiter, dieser wieder an die ihm folgenden Päpste. Der Papst, der jetzt über alle Herrscher der Welt Gewalt hat, hat dem spanischen Kaiser, dem mächtigsten aller Fürsten, den Auftrag erteilt, die Eingeborenen auf der westlichen Halbkugel zu unterwerfen und zu bekehren. Francisco Pizarro ist jetzt gekommen, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. Ich aber fordere Euch jetzt auf, Atahuallpa, dem Irrglauben, in den Ihr verstrickt seid, abzuschwören und den wahren Glauben anzunehmen. Überdies sollt Ihr anerkennen, daß Ihr dem spanischen Kaiser ab heute zinspflichtig seid.>

Atahuallpa stand wie erstarrt da, nachdem der Dominikaner seine Rede beendet hatte. Dann sagte er mit einer Stimme, aus der Haß klang: <Ich werde keinem zinspflichtig

sein. Ich bin der größte Fürst der Erde, niemand kommt mir gleich. Wie kann der Mann, der Papst heißt, Länder verschenken, die nicht sein Eigentum sind? Meinen Glauben werde ich nicht ablegen. Euer Gott ist von den Menschen getötet worden, die er erschaffen hat. Mein Gott>bei diesen Worten zeigte er auf die Sonne - <lebt im Himmel und blickt auf seine Kinder herab.>

Jetzt stand auch Pizarro auf der Plaza. Er sah, wie Atahuallpa dem Mönch die Bibel aus der Hand riß und auf den Boden warf. Die Zeit war gekommen. Mit einer weißen Binde gab Pizarro das vereinbarte Zeichen. Das Geschütz wurde abgefeuert. Und schon strömten die Spanier auf die Plaza. Mit dem Schlachtruf <St. Jago!> warfen sich Fußvolk und Reiterei in geschlossenen Schlachtreihen mitten unter den Haufen der Indianer.

Völlig überrascht, erschreckt durch das Donnern der Geschütze und das Knallen der Musketen, dachten die Indianer nicht an Widerstand, sondern nur an Flucht. Doch sie wußten nicht, wohin sie fliehen sollten. Überall waren Pferde und Reiter, nun ein einziges furchtbares Wesen, das den Tod brachte. Einer nach dem anderen fiel, durchbohrt von den blitzenden Schwertern der Spanier. Hügel bildeten sich, die aus Toten bestanden.

Atahuallpa sah, wie sich seine Untertanen erschlagen ließen, ohne sich zur Wehr zu setzen. Er schien das nicht zu verstehen und auch nicht zu begreifen, was geschehen war und geschah. Dann richtete sich der Angriff der Spanier gegen ihn. Die Edelleute, die versuchten, ihn zu schützen, wurden von den Schwertern durchbohrt. Ein Soldat riß ihm die Borla vom Kopf. Dann zogen ihn die Spanier mit sich und sperrten ihn in ein nahegelegenes Gefängnis. Zwei Soldaten blieben bei ihm zurück, um ihn zu bewachen.

Die Kunde von der Gefangennahme Atahuallpas drang rasch zu den indianischen Truppen hinaus, die auf den Wiesen lagerten. Auch hier dachte keiner an Kampf, das riesige Heer flüchtete in die umliegenden Wälder. Zelte und Waffen blieben zurück.

Trompetenschall rief die Spanier zusammen. Sie versammelten sich auf der Plaza Caxamalca. Keiner von ihnen war verwundet, keiner getötet worden. Man konnte glauben, daß sie Hasen bekämpft hatten. Der ganze Kampf hatte nicht viel mehr als eine halbe Stunde gedauert. Überall auf der Plaza lagen die Toten. Man schätzte ihre Zahl auf 12000.»

(Die Eroberung von Peru, hg. von R. und E. Grün, Tübingen/Basel 1973, S. 46ff.)

Jetzt konnte nichts mehr die Gier der Europäer nach Gold bremsen.

«Dann zog ein Teil der Spanier unter Hernando Pizarros Führung zu dem Landhaus Atahuallpas, das in der Nähe der heißen Quellen stand. Dort fanden sie eine reiche Beute an Gold und Silber: Tafelgeschirr aus purem Gold, schwere silberne Becher, eine große Anzahl von Edelsteinen, wollene und baumwollene Stoffe von seltener Farbenpracht. Das war alles zusammen so viel, daß die Spanier drei Tage brauchten, um diese Beute fortzuschaffen ...

Unterdessen waren die Spanier nicht müßig. Sie taten alles, um Caxamalca in einen

Aufenthaltort für Christen umzuwandeln. Eine Kirche wurde erbaut, in der zweimal täglich eine Messe gelesen wurde. Es gab keine, die Pizarro versäumte ...

Es war Atahualpa nicht entgangen, wie sehr die Spanier das Gold liebten. Und eines Tages schlug er Pizarro einen Handel vor: seine Freiheit gegen Gold, gegen viel Gold. Er verpflichtete sich, einen Raum, der 17 Fuß breit, 22 Fuß lang und 9 Fuß hoch war, zur Gänze mit Gold anfüllen zu lassen und dazu noch zwei kleinere Räume mit Silber. Dafür verlangte er zwei Monate Zeit. (...)

Tag für Tag brachten indianische Träger Gold- und Silbergerät. Dennoch wuchsen die Haufen in den Räumen, die bis zur Decke gefüllt werden sollten, nur langsam. Gold gab es genug in Peru, aber auch die Entfernungen waren groß. Manche Träger benötigten vier Wochen, ihre schwere Last nach Caxamalca zu schleppen. Es waren Stücke darunter, die drei Arrobas wogen (...)

Nach einem Ritt von vier Wochen kam Hernando Pizarro vor der Stadt Pachacamac an. Es war dies eine sehr große Stadt, viele Häuser waren aus Stein. Der Tempel - die Spanier sahen nur einen - war ein großes steinernes Gebäude, das auf einem kegelförmigen Hügel lag. Er sah eher wie eine Festung denn wie ein Tempel aus. Als sich Hernando Pizarro mit seinen Reitern an einem der Eingänge zeigte, wurde ihm von den Wächtern der Eintritt verwehrt. Pizarro lachte laut auf, als er dies hörte, und rief aus: <Wir sind zu weit hergekommen, als daß wir uns von Indianern aufhalten lassen würden!> Dann drang er mit den Seinen ein. Sie kamen durch einen schmalen Gang wieder ins Freie, zu einem Platz, auf dem eine Art Kapelle stand. Das war die Stätte, wo das Orakel verkündet wurde. Die Türen der Kapelle waren aus Goldplatten, die von Kristallen, Türkisen und Korallen strotzten.

Die Spanier stießen eine der Türen auf, und in diesem Augenblick erschütterte ein Erdbeben Pachacamac. Es war so heftig, daß einige Häuser einstürzten und die Bewohner aus der Stadt flohen. Als sie zurückkamen, suchte einer der Götzenpriester, der auch geflohen war, nach den Leichen der Eindringlinge. Die Indianer waren davon überzeugt, daß die erzürnte Gottheit die weißen Männer unter den Trümmern ihres Tempels begraben und mit Blitzen verbrannt hatte. Der Priester suchte vergebens. Er konnte nur hören, wie die Spanier fluchten.

Pizarro war mit seinen Leuten weiter vorgedrungen und auf eine Höhle gestoßen, in der es entsetzlich stank. Auf dem Boden lagen Eingeweide und Gliedmaßen von Tieren, schon in Fäulnis übergegangen. Dazwischen funkelten Smaragde und Goldklumpen. Im entferntesten Winkel des Raumes stand die Statue des Götzen, der hier seine Orakelsprüche verkündete. Sie war aus Holz, ein scheußliches Ungeheuer mit dem Kopf eines Menschen. Die Spanier schleppten sie ins Freie und zertrümmerten sie in kleine Stücke. An der Stelle, wo sie gestanden hatte, errichteten sie ein Kreuz (...)

Als die Eingeborenen sahen, daß der Himmel die Spanier auch jetzt nicht strafte, kamen sie in hellen Scharen herbei und huldigten den weißen Männern. Hernando Pizarro nutzte die Gelegenheit und hielt eine Ansprache. Er versuchte, den Indianern zu erklären, daß

sie einem Götzen dienten, und lehrte sie das Zeichen des Kreuzes, das, wie er sagte, ein sicherer Talisman gegen alle Anschläge des Teufels war.

Von den Eingeborenen erfuhr Pizarro, daß die Götzendiener einen großen Teil des Schatzes von Pachacamac an nur ihnen bekannten Plätzen in der Erde vergraben hatten. Es gelang den Spaniern, vier von ihnen zu fangen. Vorerst wollten die heidnischen Priester ihr Wissen nicht preisgeben. Doch dann, als man ihnen mit einem glühenden Eisen die Fußsohlen versengt hatte, nannten sie die Verstecke. Sie besaßen die Standhaftigkeit christlicher Märtyrer nicht.

Die Verstecke befanden sich in einem Hügel am östlichen Ende der Stadt. Als die Spanier den Schatz ans Tageslicht befördert hatten, trauten sie ihren Augen nicht. Sie hätten, bevor sie nach Peru gekommen waren, nicht geglaubt, daß es soviel Gold und Silber auf einmal gab.»

(Die Eroberung von Peru, S. 55 ff.)

Alles Gold aber konnte den Inkaherrscher nicht retten.

Am 29. August 1533 wurde er auf der Plaza von Cajamarca durch die Garrote erdrosselt, nachdem er sich zuvor auf den Namen Juan de Atahualpa (zu Ehren des Täufers Johannes, an dessen Tag die «Bekehrung» stattfand) hatte taufen lassen.

El Dorado und die Deutschen

Bei der Erschließung der neuentdeckten Länder hatten anfangs Deutsche ein entscheidendes Wort mitzureden. Die Kunde von ungeheuren Reichtümern und Goldfunden in der neuen Welt gelangte über spanische Agenten auch zu den Gebrüdern Bartholomäus und Anton Welser, die einem Augsburger Patriziergeschlecht entstammten, das zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert Geschichte machte. Kaiser Karl V. war ihnen auf Grund von Darlehensgewährungen verpflichtet. Bei seiner Wahl zum Kaiser im Jahr 1519 mußte er sich von den finanzkräftigen Augsburgern und von italienischen Gesellschaften insgesamt über 850000 Gulden leihen, mit denen er die Kurfürsten und Reichsstände bestach. Zwei Drittel der Summe hatten die Fugger aufgebracht, in den Rest teilten sich die Weiser und die anderen.

Die Weiser forderten den Kaiser auf, ihnen die eroberten Länder zur weiteren Kolonialisierung und Ausbeutung zu überlassen. Am 12. Februar 1528 wurde ein Vertrag geschlossen. Die Krone Kastiliens übertrug dem deutschen Handelshaus das Recht der Kolonialisierung der Gebiete (s. unten). Gleichzeitig wurde es verpflichtet, innerhalb der nächsten vier Jahre 4000 Schwarze als Sklaven aus Afrika nach den spanischen Kolonien zu verfrachten und dort zu einem festgelegten Preis zu verkaufen. Auf einer Karte des Jahres 1530 wird das Gebiet des heutigen Venezuela als «Herrschaftsbereich des großen Hauses und der edlen Gesellschaft der Weiser» bezeichnet. Sie waren die einzige bürgerliche Familie, die eine eigene Kolonie besaß. Im Jahr 1614 machte die

Welsergesellschaft Konkurs. Sie transit gloria mundi.

Im Februar 1529 schickten die Welser den aus Ulm stammenden Ambrosius Ehinger zur Wahrung ihrer Interessen und Durchführung ihrer Geschäfte nach Südamerika. Unerschrocken und geldgierig wie er war, machte er sich nach seiner Ankunft sofort auf einen Beutezug ins Landesinnere, raffte zusammen, was immer es zu rauben gab, und ging mit Brutalität und größter Grausamkeit gegen alle Indianer vor, die ihm in die Quere kamen. Seine Lasten ließ er von Indios tragen. Damit diese nicht davonliefen, wurden ihnen Halsringe angelegt, durch die Ketten gezogen waren. Wenn nun einer der Träger vor Erschöpfung zusammenbrach, machte man, um keine Zeit zu verlieren, nicht langes Federlesen, sondern schlug dem Betreffenden einfach den Kopf ab, so daß der tote Körper aus dem Halsring herausgleiten konnte. Das war eine auch bei den anderen Conquistadoren gängige Praxis, die sich bei der Behandlung der Schwarzen in Afrika schon bewährt hatte. (Vgl. unten Las Casas: Brevisima relacion)

Als Ehinger von seinem Beutezug zurückkam, war schon Nachschub eingetroffen. Die Welser hatten neben 123 Spaniern auch 24 deutsche Bergleute geschickt. Ihr Anführer war Nicolaus Federmann d. J. aus Ulm. Auch er konnte kaum erwarten, sich auf die Suche nach Gold und Reichtum zu machen. Nach einem Zwischenaufenthalt in Europa zog er um die Jahreswende von 1534 nach 1535 erneut nach Venezuela. Gleichzeitig reiste auch ein Pfälzer, Georg Hohermuth aus Speyer, der nach Ambrosius Ehinger, Bartholomäus Sailer und Juan Carvajal die Statthalterschaft der Welser in Venezuela übernehmen sollte. In Hohermuths Begleitung war der 23jährige Philipp von Hutten, ein Vetter des wortgewaltigen Luthersympathisanten Ulrich von Hutten.

Ein adeliger Abenteurer

Philipp von Hutten, ein Neffe des bekannten Dichters Ulrich von Nutten, der nachdrücklich und ungestüm für Luthers Sache eintrat und auch eine Abhandlung über die Syphilis schrieb, stammte aus einer der edelsten und ältesten Familien Frankens. 1511 wurde er geboren. Sein ältester Bruder war Beamter am Hof Karls V. Philipp selbst war in seiner Jugend Spielgefährte Ferdinands II., des Erzherzogs von Tirol und späteren Kaisers des Heiligen Römischen Reiches.

Wie viele andere Adelige des 16. Jahrhunderts zog es ihn in die Neue Welt. Nicht Reichtum und Gold (sagte er), sondern Ruhm und Ehre lockten ihn. Auf einer Exkursion Georg Hohermuths von der Nordküste Südamerikas aus, die durch die Llanos bis zum Andenhochland führen sollte, wo angeblich ein sagenhaftes Volk wohnte, das reich an Gold (und an Salz) war, nahm er als Historiker teil. «Nur Gott und wir selbst», schrieb er an seinen Vater, «kennen die Entbehrungen, das Elend, den Hunger und Durst, die wir in diesen drei Jahren erlitten haben. Ich bin voller Bewunderung für den menschlichen Geist, daß er diese furchtbaren Anstrengungen und Mühen eine so lange Zeit aushalten konnte. Wir mußten Insekten, Schlangen, Frösche, Eidechsen, Würmer, Gräser, Wurzeln essen und sogar Menschenfleisch verschlingen, was dem Naturgesetz widerspricht ... Einmal waren wir soweit heruntergekommen, daß wir die Hirschhäute, die die Indianer

für ihre Schilde verwenden, kochten und aßen.» Noch nicht fünfunddreißigjährig, wurde Philipp von Hutten von Juan Carvajal in Coro, dem Ausgangspunkt vieler Conquistazüge, geköpft, geschleift und gevierteilt ...

Statt dem neuen Gouverneur Hohermuth Folge zu leisten, dem er als Generalkapitän beigegeben war, machte sich Federmann rasch selbständig und unternahm auf eigene Faust seinen zweiten Erkundungszug nach Südwesten. Das war 1536. Vier Jahre zuvor hatte Pizarro, nachdem er sich im Gebiet des heutigen Kolumbien die ersten Sporen erwarb, das Inkareich unterworfen. Die Nachricht von Gold und unvorstellbaren Schätzen versetzten die Europäer in wilde Aufregung. Auch Federmann suchte das Land des «Dorado».

Die Legende von «El Dorado», dem «vergoldeten Mann», fesselte die goldgierigen Europäer ein ganzes Jahrhundert lang. Sie hat tatsächlich einen realen Kern, geht nämlich, wie wir oben schon berichtet haben, auf die religiösen Riten der Muisca zurück, die auf der Savanne von Bogota siedelten. Es gibt dort bei Guatavita in der Nähe von Bogota eine Lagune. Dort verehrten die Muisca die Urmutter und Göttin der Fruchtbarkeit Bachue. Sie selbst entstieg einst zusammen mit einem dreijährigen Knaben, den sie später heiratete, diesem Wasser. Ihre gemeinsamen Kinder bevölkerten die ganze Erde. Als sie in hohem Alter mit ihrem Gemahl zur Lagune zurückkehrte, ermahnte sie die Menschen, die religiösen Gebote einzuhalten, und darauf verwandelten sie sich beide in Wasserschlangen. Die Muisca glaubten, daß die heiligen Seen von Schlangengöttern bewohnt werden. In der Lagune von Guatavita nahm Bachue Opfer von Geld, Smaragden und Gewändern entgegen. Jedes Jahr fuhr der Fürst von Guatavita mit einem Floß zur Mitte des Sees. Sein ganzer Körper war mit Harz bestrichen. Darauf wurde mit kleinen Röhrchen Goldstaub geblasen, so daß er gewissermaßen eine zweite Haut aus Gold besaß. Die Morgensonne ließ die Gestalt in hellem Glanz erstrahlen. Die religiöse Zeremonie vollzog sich in der Weise, daß der Kazike Goldstücke und Smaragde als Opfergaben ins Wasser warf und dann noch alles Gold von seinem Leib durch das Wasser abwaschen ließ. Diese Geschichte hörten die Eroberer - und sie entsprach ihren Wünschen aufs trefflichste.

Ein Conquistazug

Im Jahr 1557 erschien Federmanns «Indianische Historia». Der Herausgeber dieser Schrift war Hans Kiefhaber, Schwager Federmanns und Bürger von Ulm. 1859 wurde diese Schrift erstmals wieder aufgelegt: N. Federmanns und H. Stades Reisen in Südamerika. 1529 bis 1555, herausgegeben von Karl Klüpfel in Stuttgart.

Indianische Historia.

Ein schöne Kurtzweilige Historia Nielaus Federmanns des Jüngern von Ulm erster Raise so er von Hispania und Andolosia ausz in Indias des Oceanischen Mörs getan hat, und was ihm allda ist begegnet bis auf sein Widerkunft inn Hispaniam, aufs kurtzest

beschrieben, ganz lustig zu lesen. (Hagenaw) MDLVII. Im tausent fünff hundert und im neün und zwaintzigsten Jar des andern tags des Monats Octobris, Gieng ich Niclaus Federmann der Jünger von Ulm, zu Sant Lucar Barameda, ain Port des Möhrs inn Hispania der Provintz Andolosa gelegen, zu schiff, wellches mir von Herren Ulrichen Ehingern, von den Herren Bartholome Welsern und geselschafft wegen, geaignet, und für hauptmann desselbigen, sampt ainem hundert und drei und zwaintzig Hispaniern kriegs volck, und vier und zwaintzig teutscher bergknappen genennt und fürgesetzt, mit denen inn das lande Venecuela, so an dem grossen Octavischen möhr gelegen, welches gubernation und herrschunge, den gesagten Weisem meinen herren, von der Römischen Kayserlichen maiestat bevolhen, und übergeben zu schiffen, und zu hilff Ambrosio Talfingern von Ulm, so als statthalter und verwalter diser Regierung und gubernation aldar was (...)

Wie ich mich nu aber mit zu vil volcks in der statt Coro ohne nott und müssig befand, entschloss ich mich, ain raiß das land einwertz, gegenn Mittag oder Sudmöhr gelegen zuthun, verhoffendt aldar nutzlichs außzurichten. Rüstet mich mit allem das zu solcher raiß nott was. Und auff den 12 tag Septembris Anno etc. im dreissigsten, erhub ich mich mit hundert und zehen Hispaniern zu fuß, und sechszenen zu ross, sampt bei einem hundert Indios naturales vom land, der Nation Caquecios gehaissen, welche unsere notturfftige speiß und andern plunder, so zu unserer wehr und untherhaltung dienstlich, trugen (...)

Wie wir nun in die letsten Terminus und flecken diser hievorgemelten nation kamen, aldar sich ein andere Nation, die Xaguas gehaissen anhebt, rainten wir biß an vierdten tag mitten durch einen wasserfluss, so zwischen zweien bergen inn einem thall rinnet, dann zu diser Nation, sich die Cayones keines anderen wegs gebrauchen. Und als ich mich ahn den gefangnen befragete, zaigten sie an, das es allein darumb beschehe, Dieweil dise nation, ye eine der andern feind weren, Auch baide thail Carne humana, das ist menschen flaisch essen, und einander mit was listen sie mögen nachstellen, nemen sie yhren weg durch das wasser, als ein nackendt volck, und sonst von artt mehr visch dem fleisch seind, darmit man ir gespor nit künde vermercken oder außgespehet werden (...)

Und als wir dem ersten flecken, diser Nation, nach ansage der Indios Cayones, bei drei meilen nahend, thettenwiruns nider, alle ort und umbligende höhene wol behüten, darmfit wir von den Indios oder innwonern nicht gesehen wurden, und auffrur unther ihnen ursach geben. Schickt auch einen guten teill meines volcks bei nacht umb sie zuüberfallen, und was sie also falten möchten, für mich zubringen, das geschach also, und khamen morgens vor mittag, mit ettlich wenigen personen, die sie inn dem gesagten flecken, der gleichwoll nicht groß was, also schlaffent, uberfallen hetten, welche sich auß schrecken, solchs unversehens ahngriffs, und von unbekandten leütten, die sie mehr fur teüfel, dann Menschen achten, nicht zu wehre gestellt (...)

Also ließ ich der erst gefangnen Xaguas fünff personen ledig, doch behielte ich die maiste principales oder fürnempste bei mir, campt dem Cacique oder herren, damit sie sich dest weniger wider uns setzten, und uns zugehorsamen, ihren herren baß dann durch krieg zuledigen wüsten. Gabe ihnen, nemlich den geledigten, schanckungen, bei unns gantz

klaines costens, aber bei ihnen hoch geachtet, die sie dem urabsitzenden Cacique und herren der flecken solten bringen, und von meiner wegen frid und gelaite, auch das wir allain, ihre freundschaft zuerlangen, und sie vor ihren feinden zubeschützen kommen weren, zusagen und anzaigen solten (...)

Nun als ich aber, den ersten Pueblo oder flecken, diser provintz Variqueccenento erraichte, fand Ich darinnen grosse Summa der Indios, deren ob vier tausent waren, vast wol proporcioniert und starckh volck, von denen Ich vast woll empfangen ward. Und die sach zu kürzten, blib ich in denen puebls oder flecken, so an disem wasser ligen, deren 23 waren, und ye ainer ain halbe, und auffs maist ain meile von dem andern ligt, bei 14 tagen die flecken zubesichtigen, und die einwoner zu freünde zubringen. Auch die örtter des landes, so wir fort unser fürgenommenen wegs, betten zureissen, zuerfahren. Inn allem bewisen sie uns gutte freundschaft, und haben uns in disem Pueblos oder flecken diser provintz Variquecimeto, schanckunge geben, aber ongenöttiger und wilkuriger verehrung, ob drei tausend Pesos golds, welches bei 5000 gulden Rheinisch thut, dann es am reich, und an vilem golde am tractierent oder gewerbig volck ist, von denen mans auch refractiert und erkaufft. Und so man ihnen gegenschanckungen von eisen, als hacken, oder äxten, messer, und dergleichen, das dann ihnen vast nott ist, vil gold und grosser reichthumb zu bekommen wern, wie dann wol zugedencken ist. Dieweil sie uns sovil Present und schanckungen auß guttem willen gaben, und solchs allain umb ihr herrlichait dise darmit zubeweisen, und nicht wie inn andern flecken und vorfürgeraisten nationen, aus forcht (...)

In diser Provinz fande ich zeittungvon ainem andern mör, das Sud oder mittäglich mör genannt wirt, welches eben das was, so wir mit verlangen verhofften, und wie ahnfenglich gesagt, die meiste ursach unsers außraisens geweßt, sollichs zu erraichen, dann daselbst sich grosser reichthumb von goldt, perlen und edelgestainen sich meist zuverhoffen ist, deine nach in anderen gubernationen der Indianischen länder, an örttern da man das gesagt Sud mör erraicht, reichlich gefunden wirt (..)

In denen vierzehen tagen, da ich die flecken diser provintz besichtigt und heimsuchet, wie zuvor angezaigt, mich uffenthielt, wurden wir ob den sechszig Christen kranck, darunder ettliche, die weder zu ross noch zuzuß, von stat zubringen waren, und wiewol wir lenger still zuligen, und der krancken gesundheit zu erwarten, wol noth gewest were, so wolten doch die Hispanier, dem ungesunden lufft, und feüchte diser provintz, die ursach ihrer schwachhait zumessen, verhoffent, so sie von disem orte und den lufft verkerten, irer kranckheit gelediget zuwerden. Derhalben erhube ich mich den nechsten, dem angezeigten mör zuzuziehen, ließ etliche der krancken in Hamacos, also heissen die Indianische beth, dern art ich hernach ahnzaigen wil, tragen, darzu ich die Indios unsers dross gebraucht, und den innwonern zuversthen gabe, darumb sie groß herren weren, wurden sie getragen, andere liessen wir reiten, die gesunden und denen die ross gehörten ab, und die krancken, ainen hinder den andern, auff setzendt, und also, sovil müglich dissumilierten wir gegen den Indios, darmit sie uns Christen, als die sy uns für untödtlich achten, auch kranckheiten untherworffen zusein, nicht spürten, dann so sie solchs gemerckt, wurde uns nicht wenig nachtail bracht haben, und ungezweiflet, sy wurden uns auch zubekriegen haben unterstanden (...)

Da ich aber zu dem gesagten wasser, so Coaheri geheissen, khame, und enthalb bei sechs hundert Indios Guaycaries, welchs ein kolschwartz volck als hernach dem art auch wirt folgen, fande, beschicket ich den Cacique oder herren, derselben Nation, welcher bei anderhalb meil vom wasser seine flecken hat, und allein ihre vischheüser bei disem wasser haben, und auch daselbst ihre merckt halten (...)

Von disem flus ahn, biß geen Itabana, fanden wir das hertnäckigste bößte falscheste volck, so wir bißher auff diser raiß gefunden (...)

Als ich aber was aldar zusehen was, bette besichtiget, und zu meinem volck widerkeret, kurtz ungefahr in einer vierteil einer stund darnach, kame der Cacique oder herr von Itabana mit grosser summa volcks der seinen mit gewehrter handt, und gemalet, wie sie pflegen inn krieg zugehen, darab wir uns entsetzten, und ließ zu stund die ross sattlen, und in rüstung, so sie sich ettwas untherstunden, in der gegenwehr zu sein (...)

Sahen auch das sich grosse summa Indios in dem Pueblo oder flecken, dahin diser Cacique oder herr gegangen, versamletten, auch alle mit der klaidung oder artt, wie sie in krieg zugehn pflegen (...)

Und da wir also fürzogen, (...) fiengen sie an uns hinden und vornen anzugreifen, auch der Cacique oder herr, der mit bei siebentausent Indios, als wir sie schetzten, am ander ort des wassers auch in uns schiessende, mit einem grossen geschrey uns also ahnliefen, und nachdem wir lang mit einander gescharmützelt hetten, und deren so auff unser seiten uns angriffen, vil erstachen, und den rest wider in das wasser drungen, auch meine armbrust schützen, denen so sich ins wasser begeben hetten, auch denen so bei dem Cacique oder herren auff der andern seitten des Wassers waren, nicht wenig schade thetten. Überlangs hortten sie auff zu schiessen, und ab dem Gestade des wassers, das lande einwertz zuflihen. Derhalben ward von uns geacht, das ettwann der Cacique oder herr von einem schützen der unsern troffen sei worden, dann das ist ihr art, so ihr herr oder hauptmann geschediget, hat das spil ein ende, und ist ihr hauff schon zertrennet. Der Christen wurden nur vier ungewundt, und ich auch durch ein achsel geschossen, und zwei ross wurden hart Wundt, aber das ein, dieweil es mit einem vergifften pfeil geschossen was, starb es am sechsten tage wütende (...)

Da ich nu zu der vischerei und der Christen leger kame, fanden wir bei acht hundert Indios der Guaycaries, bei gutter wehr und zum krieg gerüst, auff ihren Cacique oder herren, so ich wie vorgesagt, erschiessen ließ, und die Caquetios auß Carahao dem flecken, die unsern zu überfallen warteten. Als ich aber ihnen gebot, ihre wehr niederzulegen, und sich, so sie anders fründe weren, inn maß als sie mir, da ich das erstemal fürzoge, gelobet und zugesagt betten, dessen mit freündtli. chen und fridlichen wercken auch erzaigten, dessen sie sich aber stolzlich wid. derten: Also umbzogen wir sie zu ross und sie mit reden auffhaltende, und nit dest weniger die flucht des wassers zuvermercken, griffen wir sy an, dann es an einer schöne ebne was, die zu unserm behelff nicht besser hette mögen gewünschet werden, erstachen ihm ob fünffhundert, dann sie von uns so gar übereilet waren, und wir mit ihnen sampt frids halben Conversierten und

handletten, auch sie sich dessen zu uns gar nicht versahen, und also sich iher wehre nicht gebrauchen kundten, stachen wir dem vil zuboden, biß wir sie in die flucht brachten, dann die zu ross allein in hauffen unter sie hinein renndten, und was sie mochten zu boden stiessent, und die zuzuß sie wie die säw erstachen, dann sy hetten allein die flucht zubeheff, dern sie doch von schnelle der ross überfortheilt waren, also dass sie sich zuletzt unter dem grass zuverbergen, und die lebendigen unter den erstochenen understunden zuretten, dieselbigen warden, nach dem wir, mit den andern gethon, auch gesucht und vil erwürget, also das diser ob den fünffhundert wie obgemelt, umbkamen, allein die übers wasser zufliehen nicht geweeret mochte werden, und wurden mir fünff Christen wundt, aber kainer tödlich, und ettwann dreizehen Indios unsers dross. Das aber also anzugreifen, erforderte unser noth, und sie erlitten ihre verschuldigung, dann wir hetten uns zubesorgen (...)

Als wir aber ettliche Indios, so wir in disem flecken gefangen und in ketten fürten, und für wegweiser betten, flirtten sie uns durch ein gehültz biß wir den weg verloren (...)

Als wir den andern tag auch keinen weg erreichten, und allein der Sonnen nach durch den walde, gegen auffgang zogen, und uns die hoffnung gantz empfiel, auch von den Indios betrogen sein sahen, und den gantzen tag an gessen gereiset waren, ja auch kein wasser, dann das wir morgens von dem ortte da wir gelegen, mit uns genommen betten, fanden. Also kundten wir auß den wegfürern nichts erfragen, weder güttlich noch peinlich, ließ derselbigen zwen zerhacken, den andern zur Forchte, aber das hulffe gantz nichts, und wolten lieber erstochen werden, dann unsere gefangne sein. Sie betten auch uns allein disen wege gewisen, uns zu verführen, damit wir hungers stürben, und sich also an uns rechetten, welches uns fast nahe geweßt were.

Da wir aber in diser angst weder hinderlich noch für sich zuziehen wusten, dann wir alle von abgang des speiß und des hungers gantz matloß, und sunderlich des wassers grossen gebreche hetten, wir waren auch in einem gehültze, da wir keinen weg wüsten, auch den wider hindersich nicht zutreffen. Sonderlich was uns auch die Ross fortzubringen müsam des dursts halben (...)

Hie muß ich ahnzeigen einen betrug so uns in deren Pueblo oder flecken ainem widerfaren ist. Nemlich als wir in ainen Pueblo der Nation Cuybas, da wir zuvor nicht geweßt, kamen, und unsern weg nicht uff Variquecemeto zunemen, da wir dann zuvor auch geweßt, vermainten, und aber kainen Indio inn disem flecken funden, denselbigen doch nachstellten, und zwo India weiber auff den strassen an den wegen, da sie sich unser nicht versahen, gefangen wurden, schjcket ich dem aine zu ihrem Cacique oder Herren, mit ettlichen gaben, ihne darmit für mich zubringen, und zu freundschaftt zu ursachen, wie ihr dann habt gehört, ich mit andern gleicher gestallt offt gethon habe. Nu aber die India khame wider, bracht mir ein güldene kleinoth, das was ein teuflische bildtnus, so sie zu irer zier an der brust tragen, sagt mir darneben, ihr Cacique oder Herr were kranck und kündte aigner person nicht kommen, bette mich, ich solte die schenckung empfahe, und ihme die zwaí gefangne weiber wider ledig geben. Als ich ihme aber wider empot, er solte, ob er schon kranck were, sich zu mir inn seinen Pueblo oder flecken tragen lassen, und auch die seinen mit im bringen, und wider ruwige behausung ahnnemen, müste er

doch solliches nachdem ich hinweg were, thun, alls dann wolte ich ihm die gefangnen weiber ledig geben. Am andern tag morgens, kam ein Indio und etwann bei viertzig personen mit ihme, der ließ sich, alls ob er der herr oder Cacique were des fleckens in ainer Hamaca tragen, wir hielten inen auch für den Cacique oder herren. Ich ließ mit ihm reden seine behausung wider einzunemen, gab ihm die gefangne zwei weiber wider. Nun aber dise nacht uns unwisent, erhub er sich mit allem seinem volck darvon, und ließ die Hamaca darinnen man ihn getragen, im hauß hangen, also das wir morgens nicht einen menschen funden, Darab wir nemen khunten, das diser nicht der Cacique oder herr, sonder ettwann nur ein schlechter Indio oder Schlavo, und ein verkauffter knecht, geweßt müste sein, und also von dem Cacique oder herren zu uns gesant, darmit er gegen uns die gefahr bestünde, ob wir ime glauben hielten, und also die zwei gefangnen weiber zuledigen, dern freilich das eine des Cacique weib oder verwandte eine geweßt ist, umb die selbige zu ledigen, solches alles angericht was, dann wa es sonst schlechte weiber geweßt weren, hett man uns die gelassen.

Also wurden wir von disem Indio betrogen, der gleichen uns auff diser raiß nicht begegnet ist, dabei ihr böß und falsch betrogen lüste zuerkennen seind.»

Etwa zur gleichen Zeit wie Federmann, aber von verschiedenen Gegenden aus, machten sich auch zwei andere Conquistadoren auf die Suche nach El Dorado: Gonzalo Jimenez de Quesada und Sebastian de Benalcazar. Jimenez de Quesada zog 1536 mit 600 Soldaten und 100 Pferden von Santa Marta (an der heutigen Karibikküste Kolumbiens) aus nach Süden; gleichzeitig schickte er fünf Schiffe mit 200 Mann den Rio Magdalena hinab. Er verlor drei Viertel seiner Truppen. Schließlich fand er einen Handelsweg, auf dem die Indianer Salz aus den Minen der Hochfläche bei Bogota nach Norden transportierten. So gelangte Quesada mit nur noch zweihundert Mann und sechzig Pferden auf die Savanne; sie fanden eine kultivierte Landschaft vor, die sie «Tal der Burgen» (wie Burgen erschienen ihnen die sorgfältig aus Holz errichteten Häuser und goldverkleideten Paläste der Muisca) nannten.

Der Zipa von Bogota trat den Eindringlingen in der Gegend des heutigen Zipaquira entgegen. Die Spanier drangen bis in seine Residenz vor und erbeuteten Gold und Smaragde. Der Sonnentempel von Sogamoso mit seinen heiligen Gegenständen und goldgeschmückten Mumien ging in Flammen auf (vgl. oben).

Die vornehmste Pflicht der Conquistadoren, eine Stadt zu gründen, erfüllte Quesada nach zahlreichen Kreuz- und Querzügen. Bei dem Indianerdorf Teusaquillo (an das der Name eines Barrio in Bogota noch heute erinnert) befahl er den Indianern, eine Kirche und zwölf Häuser zu bauen. Am 6. August 1538 feierte der Pater Domingo de las Casas, ein Vetter des später berühmt gewordenen Verteidigers der Indios, die Messe anlässlich der Gründung der Stadt: «Santa Fe de Bogota». Im Gedenken an seine Heimat nannte Quesada das eroberte Land «El nuevo Reyno de Granada».

Inzwischen, das heißt drei Jahre nach seinem Aufbruch von Santa Marta und zwei Jahre nach Quesada, kam auch Federmann auf die Savanne von Bogota.

Fast gleichzeitig wurde Quesada auch die Ankunft der Truppen des Sebastian de Benalcazar gemeldet. Benalcazar war Unterfeldherr des Francisco Pizarro und nach der blutigen Unterwerfung des Inkareiches mit der Eroberung Ecuadors beauftragt worden. Auf seinem Marsch nach Norden hatte er (San Francisco de) Quito, Guyaquil, etwas später popayan, Cali, Pasto und Timana gegründet. Immer weiter nach Norden lockte ihn das Gerücht vom Land des Goldes.

Eine gewaltsame Auseinandersetzung drohte, denn Quesada wie Benalcazar erhoben Anspruch auf die Statthalterschaft des unterworfenen Gebietes. Quesada gelang es, Federmann auf seine Seite zu bringen. Den drohenden Waffengang zwischen Quesada und Benalcazar konnten schließlich die Geistlichen beider Parteien abwenden. Spaniens Krone sollte den Schiedsspruch fällen. So zogen die drei Eroberer im Mai 1539 einträchtig nach Norden und schifften sich von Cartagena aus nach Spanien ein.

Die Entscheidung der Krone aber brachte keinem der dreien die Statthalterschaft über das Land des Dorado. Federmann starb etwa 1542 in Europa; Quesada konnte von seinem Traum, den Dorado zu finden, nicht lassen; bei einem erfolglosen Unternehmen im Orinocogebiet brachte er sich selbst fast an den Bettelstab. Er starb an Lepra und liegt in der Kathedrale von Bogota begraben. Benalcazar wurde 1551 wegen verschiedener Grausamkeiten zum Tode verurteilt. In Ketten brachte man ihn nach Cartagena, von wo aus er nach Spanien eingeschifft werden sollte. Vor seiner Abreise aber starb er «an gebrochenem Herzen».

Das große Morden

Die Mißachtung der Menschenwürde bereitete den Spaniern' keine Skrupel. In San Salvador nahm Kolumbus 1492 friedliche Indianer gefangen: Anschauungsmaterial für die Katholischen Könige. Genauso verfuhr er auf Hispaniola (La Espanola). Kamen die Indianer auf die Idee, ihren Besitz oder ihre Interessen gegen die unverschämten und diebischen Eindringlinge zu verteidigen, so galt dies unter den Spaniern als «Beleidigung Gottes». Mit Bluthunden und schwerbewaffneten Soldaten jagte Kolumbus die aufmüpfigen Taino. Es galt das Gesetz der Vergeltung: für einen Spanier hundert Indianer.

Die Kosten der Westindienexpedition sollten, so Kolumbus, die Indianer selbst tragen. Mit Gold oder Baumwollkleidung hatten sie zu zahlen, und als Sklaven mußten sie im Bauwesen, der Landwirtschaft, der Viehzucht und bei der Goldgewinnung in Flüssen und Höhlen schuften.

1 Wenn hier die Rede von «Spaniern» ist, dann müßte es eigentlich «Europäer» heißen. Die Handlungsweise der anderen in Amerika eindringenden Völker Westeuropas unterschied sich in nichts von derjenigen der Spanier.

Wer fliehen konnte, floh. Viele starben an Unterernährung, Überarbeitung, Hunger oder an Krankheiten, die die Europäer einschleppten: an Grippe, Masern, Pocken, Typhus. Unzählige nahmen sich in ihrer Verzweiflung selbst das Leben. Es kam zu

Massenselbstmorden ganzer Stämme. Viele tranken giftigen Yuccasaft, andere hängten sich mit ihren Lendenschürzen auf. Massenweise töteten sich Frauen, Männer, Kinder gegenseitig.

Niemand weiß genau, wie viele Indianer bei der Ankunft des Kolumbus in Südamerika lebten. Nach den Berichten der ersten Chronisten muß die Neue Welt dicht besiedelt gewesen sein. Angeblich kämpften die Conquistadoren gegen feindliche Heere mit Hunderttausenden von Kriegern, und die Missionare gaben an, sie hätten Millionen von Heiden bekehrt.

Las Casas klagte den Mord und die Vernichtung von 30 Millionen Indianern in den ersten Jahren der Eroberung an. «In denjenigen Gegenden, die bis zum Jahr 1541 bekannt geworden sind, wimmelte es von lebendigen Geschöpfen, wie in einem Bienenstock. Es schien nicht anders, als habe Gott die ganze Masse, oder doch wenigstens den größten Teil des Menschengeschlechtes, in diesen Erdteil verpflanzt.» (B. de las Casas: *Brevisima relaciön ...* (1551), dtsh. Bartolome de las Casas: *Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder*, hg. v. H. M. Enzensberger, Frankfurt a. M. 1966, S. 5, Insel Verlag)

Allein in Mexico sollen zwischen 1519 und 1532 etwa acht Millionen Indianer gestorben sein; 1568 lebten von den ursprünglich 25 Millionen nicht mehr als drei Millionen. Als Kolumbus auf der Insel Hispaniola landete, lebten dort rund eine Million Einwohner; 1520 waren nur noch 16000 übrig. Auf Haiti gab es etwa eine halbe Million Tainos. Zwanzig Jahre später waren es nur noch 50000, 1540 waren sie alle ausgerottet.

Man muß sich in Erinnerung rufen, mit welcher Aufgeschlossenheit und Freundlichkeit sie anfangs die Weißen empfangen hatten! Kolumbus rühmte wiederholt ihre Gutmütigkeit und «gesittete Lebensart». Die Indianer hatten sich den Fremdlingen ohne allen Argwohn genähert und bereitwillig zum Tausch angeboten, was sie besaßen. «Es sind Menschen von Liebe und ohne Habgier ... Ich glaube, daß es in der Welt kein besseres Volk noch besseres Land gibt», schrieb Kolumbus an die Katholischen Könige (zit. bei Konetzke: *Süd- und Mittelamerika I*, S. 14). «Sie liebten ihren Nächsten wie sich selbst, sie haben die lieblichste Sprache der Welt und sind sanftmütig und immer lachend. » Aber alle Vorzüge konnten ihr Verderben nicht aufschieben. Bei der Eroberung der Stadt Mexico wurden 200000 Azteken getötet. Die Überlebenden transportierte man zur Zwangsarbeit in den Bergbau und in die Landwirtschaft ab. Familien und soziale Bindungen wurden brutal zerstört, und die Menschen starben an Überanstrengung, Hunger und seelischen Qualen. Bartolome de las Casas schrieb, die Spanier verhielten sich wie Wölfe und Löwen. «Sie haben über 40 Jahre lang nichts gemacht, als sie (die Eingeborenen) zu töten, sie leiden zu lassen, zu quälen, sie zu foltern mit außerordentlich grausamen Methoden ... Die Insel Kuba ist heute fast entvölkert. Die Inseln San Juan und Jamaika, die reich und glücklich waren, sind heute leer. Auf den Lucayesinseln gibt es heute kein einziges Lebewesen mehr. Die Spanier haben die Eingeborenen umgebracht oder sie nach Haiti verschleppt.» (Vgl. auch Konetzke: *Süd- und Mittelamerika I*, S. 95 ff.)

Die Roheit der Spanier gegenüber den Indianern war keine Spezialität, die erst die Situation der Neuen Welt hervorbrachte. Die verheerenden Raub- und Beutezüge der lateinamerikanischen Conquista hatten ihre Vorläufer in den Maurenkriegen. In den Niederlanden oder im Kampf gegen die Hugenotten hatten sich die spanischen Soldaten nicht anders gebärdet als in Amerika. Aufhängen, Pfählen, Vierteilen, Abschneiden von Händen und Füßen bei lebendigem Leib, Ersäufen, Versklaven waren damals in ganz Europa gerneübte Praktiken.

«Als Alonso Perez de Tolosa von Venezuela nach Neugranada zog, wurde jedes Indianerdorf, dessen man auf dem Weg habhaft werden konnte, überraschend angegriffen, möglichst in der Morgendämmerung unvermutet mit Hilfe von Reitern und der Bluthunde überfallen ...

Die Männer, soweit sie nicht noch entfliehen konnten, wurden niedergemacht oder versklavt, die Weiber vergewaltigt, sie und die Kinder als Sklaven mitgeschleppt, soweit sie laufen konnten. Das Dorf wurde gründlich ausgeplündert, die Beute mußten die ehemaligen Besitzer als Sklaven ihren Herren nachschleppen.»

(G. Friederici: Der Charakter der Entdeckung, Band I, S. 468)

Zur «Kriegskunst» der Europäer in Amerika gehörte der Einsatz von Bluthunden. Die «perros de ayuda» erhielten nach getaner Arbeit ihren Anteil an der Beute. Gefangene wurden bei der Hundeerziehung zu Übungszwecken den Tieren vorgeworfen. Weitverbreitet war auch die Praxis, Kriegsgefangene zu verbrennen. Cortez ließ den Oberhäuptling Cuauhopoca, dessen jungen Sohn samt seinem ganzen Anhang und fünfzehn seiner vornehmsten Häuptlinge bei lebendigem Leibe verbrennen, wobei der Scheiterhaufen sinnigerweise aus mehr als fünfhundert Wagenladungen von Waffen bestand, die er von den Azteken erbeutet hatte. Auch die Pizarros in Peru verbrannten viele Häuptlinge und Truppenführer, die ihnen wehrlos ausgeliefert waren.

«Don Fray Nicolas de Ovando, Großkomtur des Ritterordens von Alcantara, lockte 84 Kaziken der Landschaft Xarangua auf Haiti in ein großes Versammlungshaus unter Beteuerung von Frieden und Freundschaft, ließ hinter ihnen die Türen schließen und das Gebäude in Brand stecken. Alle kamen elend um; den weiblichen Oberhäuptling des Stammes, Anacanoa, ließ der Großkomtur daneben an einem Baum aufknüpfen. Auf dem Flecke dieser Schandtat gründete Ovan do die Stadt Santa Maria de la Vera Paz.»

(G. Friederici: Der Charakter der Entdeckung, Band I, S. 480)

Wer den ersten Greuelthaten der Conquistadoren entging und überlebte, hatte keineswegs seine Ruhe. Der militärischen Unterwerfung folgte die kulturelle auf dem Fuß. Der religiöse und kulturelle Fanatismus der Weißen duldet nichts Fremdes neben sich, hatte sich vielmehr die Vernichtung und Ausradierung der amerikanischen Zivilisation zum Ziel gesetzt. Die totale Unfähigkeit der christlichen Religion zur Toleranz trat offen zutage und trug die ihren Anhängern willkommenen ökonomischen Früchte.

Als die Europäer zum erstenmal amerikanischen Eingeborenen begegneten, fragten sie sie nicht etwa nach ihren Namen und dem ihres Landes. Sie gaben ihnen vielmehr Namen, nannten sie «Indianer», ihre Insel «San Salvador» usw. In angemessener Souveränität zeigte hier der Weiße, daß er mit dem Wesen und der Geschichte des anderen nichts anzufangen gedachte und Interesse nur aufbrachte, wenn Menschen und Dinge seinen Vorstellungen entsprachen, ihm nützten, und er egoistisch über sie verfügen konnte. So nahm er auch, aus Mangel an anderen Möglichkeiten, die indianische Frau und zeugte mit ihr Mestizen, Lateinamerikaner. Da er sie nicht kirchlich ehelichte, hatte sie wohl die Pflicht, ihm willfährig zu sein; Rechte bekam sie jedoch keine. Die «akkulturierte» Indianerin bekam die Frauenunterdrückung der Neuzeit besonders kraß zu spüren - und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Kulturschändung

Die ersten Vertreter der weißen Kultur in Südamerika rekrutierten sich häufig aus Analphabeten, Glücksrittern, Strauchdieben. Je weniger intelligent sie selbst waren, für desto dümmer hielten sie die Eingeborenen. Die Aufgabe der Wahrnehmung einer neuen Welt, die sich ihnen auftat, überforderte sie völlig.

Die mit ihnen ausgesandten Kirchenvertreter hielten sich zunächst im Schatten der militärischen Unterwerfung und vollzogen die ihre anschließend nicht weniger brutal. Ihre Ahnungslosigkeit und Selbstüberheblichkeit gegenüber den fremden Kulturen verursachen noch heute Bedrückung und Zorn. Da sie die Macht im Rücken hatten, wüteten sie ohne Gefühl und Erbarmen. Die indianischen Kulte, vor allem das Menschenopfer, erschienen ihnen wie Teufelszeug. Indem sie diese Kulte, wo immer es möglich war, zurückdrängten und ausmerzten, erklärten sie deren Anhänger zu Menschen zweiter Klasse und beraubten sie ihrer Identität. Sie stahlen den Eingeborenen ihr Menschentum, setzten das Maß des von ihnen verliehenen Menschseins nach dem Grad der Übereinstimmung und Identifikation mit der «Zivilisation» und Religion, die sie selbst propagierten, fest. In totaler Unbehaustheit fanden sich die Eingeborenen wieder.

Das Leiden, das die Kulturzerstörung verursacht, ist für uns vielleicht schwerer nachzuempfinden als äußerliches, physisches Leiden. In Wirklichkeit ist es wie eine schleichende Krankheit, die Seele und Leib, Hoffnung und Geborgenheit, Glaube und Zusammenleben der Menschen vergiftet. Die Kulturzerstörung raubte den Eingeborenen die Basis ihrer geistigen Selbstbejahung. Wo sie zuvor Sinn und Ordnung ihres Daseins sahen, tat sich Leere auf. Sie wurden der Möglichkeit, mit dem eigenen kulturellen Leben in Austausch zu treten, beraubt und konnten an den ursprünglichen Schöpfungen ihrer Kultur nicht mehr teilhaben. Indem sie die Möglichkeit des schöpferischen Lebens in Sinnbezügen verloren, kam ihnen die Grundlage der eigenen Selbstbejahung abhanden.

Da sie in ihrer Kultur nicht mehr wie selbstverständlich leben konnten, mußten sie sich schließlich selbst verachten. Indem sie das eigene geistige Leben nicht mehr ernst nehmen konnten, nahmen sie sich selbst nicht mehr ernst. Als das, was für sie den letzten Sinn des Daseins repräsentiert hatte, verloren ging, verging der Sinn in allen Sinnbezügen.

Die Missionare, die das geistige Leben der Eingeborenen zerstörten, ahnten nicht, daß sie damit sie selbst fundamental bedrohten.

«Unter dem Einfluß von Missionen und <westlichem> Schulsystem kommt es zu einer zunehmenden Abwendung von der traditionellen Religion. Dies führt zur Schwächung von Faktoren der inneren Sicherheit bei den Familien und dem einzelnen ... Die (bergende) Alleinheit des archaischen Weltbildes zerbricht ... Insofern steht der Kulturwandel ... unter dem Zeichen der Entwurzelung und damit unter dem der Angst.» (C. Staewen, F. Schönberg: Kulturwandel und Angstentwicklung bei den Joruba Westafrikas, München 1970) Der Verlust der traditionellen Religion, zum Beispiel der Verlust des Ahnenkultes, beraubte die Eingeborenen der Gewißheit ihrer Unsterblichkeit; gleichzeitig wurde die Bindung des einzelnen an die Familie aufgesprengt, seine soziale Sicherheit gefährdet. Das Christentum mit seiner Verheißung des ewigen Lebens und seiner familien- und gemeinschaftszersetzenden Aufspaltung der Menschen in Gläubige und Ungläubige konnte die traditionelle Religion nicht ersetzen. Dafür stellte es das einzelne Subjekt auf sich selbst, entwickelte sein Gefühl für Selbstverantwortung, für Schuld, für individuelle Leistung. So wurde es für die abhängige Produktion in der Industriegesellschaft trainiert.

(Vgl. Hans Bosse: Diebe, Lügner, Faulenzer. Zur EthnoHermeneutik von Abhängigkeit und Verweigerung in der Dritten Welt, Frankfurt a. M. 1979, S. 89)

Die kulturelle und religiöse Entwurzelung stürzte die Einheimischen in tiefe Depression. Damit wurde nachhaltig die Basis für die Entwicklung angemessener Beziehungen zwischen den Generationen zerstört. Die Bedingungen für ein harmonisches Aufwachsen der jüngeren Generationen waren nicht mehr gegeben. Die Kinder der Unterworfenen mußten sich einerseits mit ihren Eltern und andererseits mit den weißen Unterdrückern identifizieren. Letzteres erforderte die Übernahme der Denkmuster und Wertorientierungen der Weißen. So führte die bikulturelle Identifikation zu einer in sich selbst tief gespaltenen Haltung. Haß gegenüber dem Aggressor und gleichzeitig Furcht vor seiner Überlegenheit zwangen die Eingeborenen in die kollektive Regression.

Mit der eigenen Selbstentwertung ging die Aufwertung des Angreifers Hand in Hand. Als Folge bahnte sich die Übernahme seiner Vorstellungswelt, seiner Sprache, seines Denkens an. Die kollektive Anpassung der unterworfenen Indiogesellschaften an die Kultur der Weißen, die nicht etwa in naturgegebener Anpassungsbereitschaft der Einheimischen, sondern in der Realität der Gewalt und Unterdrückung begründet lag, mußte auf die Dauer bei den Überlebenden zu kultureller und persönlichkeitspezifischer Verarmung führen.

Über Jahrhunderte blieben die Indianer dem Gift der expandierenden westlichen Zivilisation ausgesetzt. Die Zerstörung griff immer weiter um sich. Wir können noch immer die Wirkungen dieser Krankheit in ihren verschiedenen Stadien beobachten. Das Entsetzen, das heute «wilde» Indianer bei der Berührung und Überfremdung mit der Zivilisation überkommt, dürfte mit demjenigen der vielen Millionen Eingeborenen zur Zeit ihrer «Entdeckung» vergleichbar sein. Deshalb gebe ich hier das Gedicht eines Ache

wieder, das unser Verständnis wohl eher als eine bloße Beschreibung der damals einsetzenden Vorgänge wecken kann.

Die Ache ziehen durch die Wälder Ostparaguays. Sie haben keinen festen Wohnsitz. Von Weißen werden sie verfolgt, gefangengenommen und zur Seßhaftigkeit gezwungen.

Nambügi, der Verfasser des Gedichts, ist ein Ache. Man schaffte ihn in ein Reservat, steckte ihn in Kleider, brachte ihm Gehorsam bei, beraubte ihn seiner Identität.

In seinem Gedicht erinnert er sich an eine Jagd, bei der er als Kind von zehn Jahren die Erwachsenen begleitete. Man schoß einen Tapir. Der Junge mußte bei dem erlegten Tier zurückbleiben, während die Indianer ein nahegelegenes Feld der Weißen plünderten. Die weißen Bauern entdeckten das Kind, schossen und verwundeten es schwer. Nambügi konnte dennoch fliehen.

Das Gedicht des Indianers ist Ausdruck dieses dramatischen Erlebnisses. Es ist, darüber hinaus, Ausdruck des Verlustes von Identität eines Ache, der sein Menschsein verliert, indem er in die «Zivilisation», ins Reservat, gezwungen wird. «Ache» heißt «Mensch». Diejenigen, die Nambügi nicht mehr Ache sein lassen, lassen ihn nicht mehr Mensch sein. Das Ziel des Ache, einst zu den Ahnen und der Großen Mutter aufzusteigen, wird in sein grausiges Gegenteil, den Mord der Großen Mutter, pervertiert.

Ich habe die Große Mutter getötet

Ich, als ich noch ein Mensch war ...
Damals schoß ich kräftige Wildschweine mit meinem Bogen,
damals durchbohrte ich Wildschweine mit meinem Jagdpeil.
Ich, als ich noch ein Mensch war ...
Bis der Tapir kam und erschossen wurde –
bis ich starb, und mit mir alle Menschen,
bis ein großes Zittern mich ergriff.
Damals begann ich, weit, weit fortzuziehen
durch den Regen, den Tapir auf meinen Schultern.
Der Tapir zog mit mir,
der Tapir trug mich fort.
Ich und der Tapir - er trug mich in den Wald der Toten.
Der Tapir trug mich in den Wald der Toten.
Im Wald der Toten schossen wir Wildschweine,
Wildschweine im Regen.
Im Wald der Toten bestieg ich einen Lastwagen,
im Wald der Toten wurde ich weggefahren
auf dem Lastwagen voller Toter.
Der Lastwagen der Toten fuhr mich nach Asuncion.
Ich, als ich starb, ich besuchte die Stadt der Weißen.
Ich, als ich starb, mit meinen Freunden, den Weißen,
in der Stadt der Toten schossen wir mit unseren Gewehren

auf die Leichen von Ache, auf die vielen, vielen Leichen,
Leichen im Regen.
Ich, als ich starb, ich zog weit, weit fort,
auf dem Lastwagen der Weißen fuhr ich,
im Flugzeug der Weißen flog ich
hinauf in das strahlende, große, glänzend weiße Haus der Sonne.
Ich, als ich schon tot war, flog ich dort hinauf,
ich, ganz allein, bei mir nur die Weißen,
ich, mit meinem Gewehr, ich schoß auf die Leichen der Ache,
ich warf eine lodernde Fackel in das weiße Haus der Sonne,
ich tötete unsere Große Mutter, die in der Sonne lebt.
Ich, ganz allein, bei mir nur die Weißen.

(Mark Münzel [Hg.]: Die indianische Verweigerung, Reinbek 1978, S. 74f.)

Mit der neuen Religion führten die Europäer eine neue Moral, eine neue Zeiteinteilung, ein neues Bildungssystem, ein neues Rechensystem ein. Indianische Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Gold- und Silberschmiedekunst galten den Weißen nichts. Diejenigen, die eigentlich nur militärisch gesiegt hatten, siegten total. Wer die stärkeren Waffen hat, hat die mächtigeren Götter. Indianische Weltanschauung, Mythologie und Wissenschaft wurden unterdrückt. Das «Evangelium», die frohe Botschaft, wurde den Indianern zur Schreckensbotschaft. In wildem Fanatismus riefen die christlichen Priester im Namen ihres Gottes zur «Ausrottung der Götzenanbetung» auf. Das alttestamentliche Jahwegebot «Du sollst keine anderen Götter neben mir haben», nahmen sie ernst und zogen seine blutigen Konsequenzen. Das Christentum offenbarte seinen kriegerischen Geist. Die Priester segneten nicht nur die Waffen der Mörder; sie setzten auch alles daran, «die Seele des Indios auszulöschen». Den Indianern erschien das Christentum von Anfang an als Unterdrückungs-ideologie der Kolonisatoren, Ausbeuter und Imperialisten.

Die frohe Botschaft der Zivilisation

Das Christentum war mit der westlichen Kultur eine Verbindung eingegangen, deren penetrantestes Merkmal sich als die feste Überzeugung kundtat, Europäer besäßen ein besseres Recht als alle anderen Menschen. Dieses bessere Recht hing gerade mit dem Status der Weißen als Christen zusammen. Das religiöse Rechtsbewußtsein verursachte, daß man auf die «Heiden» von oben herabsah, sie verachtete oder bemitleidete. Die Einheimischen, «que al fin eran indios», «die eben bloß Indianer waren», wurden von den Spaniern, die sich am liebsten alle als adelig ausgegeben hätten und sich als «Don» anreden ließen, zu Menschen zweiter Klasse (oder weniger) degradiert. Verachtung oder Mitleid waren zwei Seiten einer Medaille, zwei mögliche Konsequenzen des europäischen Überlegenheitsgefühls, und man entschied sich für das eine oder das andere jeweils entsprechend der militärischen Stärke des Gegenüber. Mächtige Heiden durften mit Freundlichkeit und Entgegenkommen rechnen, aber «barbarischen» Indianern und Schwarzen, die nicht zu fürchten waren, sprach man kurzerhand die Rechtspersönlichkeit ab, beraubte und versklavte sie.

Als Christen hielten sich die Europäer für legitimiert, ja, für aufgefordert, Heidenländer zu erobern und zu unterwerfen. «Der Kolonialherr will nicht nur Gewalt, sondern auch Recht haben: bis zum Erbrechen beteuert er, daß er eine Mission habe, daß er Gott und dem König die neue, die christliche Lehre und die Werte der Zivilisation verbreite, mit einem Wort, daß er im Grunde etwas Höheres im Sinn habe. Ohne ein gutes Gewissen kommt er nicht aus.»

(H. M. Enzensberger: Las Casas, S.145)

Wer ein Land für die Herrscher in Europa «entdeckte», konnte es auch in Besitz nehmen. Daran gab es keinen Zweifel. Der Papst selbst hatte die Verantwortung für die Bekehrung der Heiden inne, und durch seine Bullen delegierte er die Aufgabe an die christlichen Könige. Das europäische Rechtsempfinden kreiste einzig und allein um sich selbst und war beruhigt, wenn es in sich stimmig und logisch war. Nach dem Recht, der Meinung oder den Interessen der Indianer fragte indes kaum jemand.

Zu diesen wenigen zählten ein paar Theologen, die in Erinnerung an Äußerungen des Thomas von Aquin auch die Staatsgebilde der Eingeborenen nicht außerhalb der natürlichen Ordnung stellen wollten; sie reklamierten deshalb für die Indianer das natürliche Recht auf ihren Besitz, auf ihr Land und ihre Ordnungen. Auch bezweifelten sie die Oberhoheit des Papstes über alle Heidenvölker, insofern sich diese auf weltliche Dinge erstrecken sollte. Schließlich war Christus kein weltlicher Herrscher gewesen, und da durften es die Päpste erst recht nicht sein.

Keiner von ihnen zweifelte freilich das Recht und die Pflicht der Christen zur Mission der Heiden an. Im Gegenteil. In der Mission kamen Entdeckung und Eroberung zu ihrem eigentlichen Sinn. Die Unterwerfung der Neuen Welt erwies sich gerade dadurch, daß nun die Möglichkeit der Missionierung eröffnet war, als Teil der Heilsgeschichte Gottes.

(Vgl. R. Konetzke: Süd- und Mittelamerika 1, Frankfurt 1974, S. 27ff.)

Die Geschichte der Expansion Europas nahm sich wie ein Kapitel in der Geschichte der Ausbreitung des Gottesreiches aus. Indem der Papst den Königen den Auftrag zur Missionierung delegierte, rief er sie in den Auftrag Gottes. Die grausamsten Conquistadoren blieben entgegen allem Augenschein Werkzeuge in Gottes Hand, da sie den Missionaren den Weg bahnten.

Die Pflicht zur Missionierung verstand sich für die Christen von selbst. Denn alle Menschen, auch die Heiden, waren ja Teil der göttlichen Schöpfung. Auch die Heiden waren Geschöpfe Gottes und der göttlichen Gnade bedürftig. Darauf hatte schon Thomas von Aquin nachdrücklich hingewiesen. Die Christen hatten sich nach dem Sündenfall mit Mühe und Not zur rechten Gotteserkenntnis hochgearbeitet. Gleichzeitig waren die Heiden und Irrgläubigen immer weiter von Gott abgefallen. Götzendienst verdrängte die wahre Gottesverehrung, Ausschweifung die Reinheit der Sitten. Aber ganz verderbt waren die Heiden nun auch wieder nicht. Sie waren immer noch entwicklungsfähig. Man

mußte nur bei ihren guten Seelenkräften anknüpfen. Der Christenmensch hatte geradezu die moralische Verpflichtung, dem armen Heiden zu helfen.

Wer an dieser Argumentation etwa noch Zweifel hatte, konnte in Psalm 72 nachlesen: «Er wird herrschen von Meer zu Meer, vom Euphrat bis an die Enden der Erde. Vor ihm müssen sich beugen die Widersacher und seine Feinde den Staub lecken. » Und das Neue Testament überlieferte den Befehl des Jesus von Nazareth: «Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.»

Der Missionsfanatismus wurde so weit getrieben, daß Länderraub, Unterwerfung und Ausbeutung um des Evangeliums willen auch theologisch gerechtfertigt erschienen. Selbst Waffengewalt galt als sinnvolles Mittel, um störrische Heiden zu ihrem Seelenheil zu zwingen. (Rasch fanden sich die die herrschende Ideologie stützenden Hoftheologen: Johannes Major, Juan Gins de Sepúlveda, Richard Fitzralph u. a.) Behinderte ein Heidenfürst die «freie Predigt des Evangeliums», so war jeder christliche Fürst in seine Pflicht gerufen und konnte, ja mußte mit Waffengewalt intervenieren. Zur rechten Zeit fielen den Kirchentheologen noch immer Argumente für den Krieg, für die Schwertmission und gegen den Geist des Neuen Testaments (z.B. Matthäus 10,14 oder Lukas 9,53f.) ein. Haß und Habgier, politische und wirtschaftliche Interessen konnten sie somit bestens als Missionseifer tarnen. Bis heute konnte die unüberblickbare Serie leidvoller Verstrickungen in Krieg und Völkermord die Kirchen nicht dazu bewegen, den ihr so teuren Pakt mit der Staatsgewalt wenigstens dort, wo es um Krieg und Militär geht, aufzukündigen.

Jeder Spanier und Portugiese glaubte mit eigenen Augen sehen zu können, daß die Eingeborenen arme Wilde, kulturlose Wesen, Götzendiener und Tieren ähnlicher als Menschen waren. Im Unterschied zu ihnen entstammten die Eroberer selbst einem höherstehenden, auserwählten Volk, das als solches die Verpflichtung hatte, die Eingeborenen zu einem besseren Leben zu bewegen, wenn es sein mußte: zu zwingen. Theologen formulierten damals zum erstenmal die moralische Notwendigkeit des Imperialismus im Dienste der sich ausbreitenden «Zivilisation». Dieses Postulat ist für die kommende Zeit und bis heute äußerst folgenreich geblieben.

Die Conquistadoren (nur Pizarro war auf diesem Gebiet zurückhaltender) überboten sich gegenseitig in der Heidenbekehrung: Alonso de Ojeda zum Beispiel taufte die Eingeborenen in Scharen, ohne sich mit ihnen überhaupt verständigen zu können. Pedrarias Dávila behauptete, in einem Jahr 400000 Indianer getauft zu haben. Cortez ließ Götterbilder zerstören und Kreuze an ihrer Stelle aufrichten. Den Heiden, die sich nicht bekehren wollten, jagte er Furcht und Schrecken ein.

Für Unterdrückung wie Missionierung gleichermaßen nützlich erwies sich das System der encomienda. Sie war der erste Schritt kolonialer Ausbeutung und galt der Rekrutierung von Zwangsarbeitern. «Encomienda» heißt so viel wie Empfehlung. Eine beliebige Zahl von Indianern wurde von den lokalen Befehlshabern an die einzelnen

Spanier verteilt und ihnen «anempfohlen», mit der Begründung, eine solche Schutzherrschaft sei zu ihrer prompten Bekehrung vonnöten. In Wirklichkeit war der Status der Schutzbefohlenen der von Leibeigenen: Sie waren ihren neuen Herren auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert und ohne Anspruch auf Entlohnung oder Unterhalt zu jeder Arbeitsleistung verpflichtet, die der <Schutzherr (encomendero) ihnen auferlegte.

Die Einführung des Encomiendasystems

«Isabella, von Gottes Gnaden Königin von Kastilien und León etc.: Da der König, Mein Herr, und Ich durch die Instruktion, die Wir dem Don Nicoläs de Ovando zur Zeit seiner Statthalterschaft auf den Inseln und dem Festland des Ozeans erteilen ließen, befohlen haben, daß die auf der Insel Española ansässigen Indianer freie Menschen und keiner Dienstbarkeit unterworfen sein sollten (wie das näher in der genannten Instruktion enthalten ist), Ich jetzt aber erfahren habe, daß die Indianer infolge der ihnen gegebenen reichlichen Freiheit die Christen fliehen, Gespräch und Umgang mit ihnen meiden, auch gegen Lohn nicht arbeiten wollen und sich müßig herumtreiben, geschweige sich denn dazu gewinnen lassen, belehrt und zu Unserem heiligen katholischen Glauben bekehrt zu werden, daß deshalb die dort auf der Insel wohnenden Christen keine Arbeitskräfte für ihre Farmen und für die Goldgewinnung finden können, wodurch den einen wie den andern Schaden erwächst, und weil Wir wünschen, daß die genannten Indianer sich zu Unserem heiligen katholischen Glauben bekehren und darin unterrichtet werden, dies sich aber besser tun läßt, wenn die Indianer mit den auf der Insel wohnenden Christen in Berührung kommen, mit ihnen umgehen und zu tun haben, beide einander helfen und so die Insel kultiviert, bevölkert und ertragreich gemacht wird, auch Gold und andere Metalle gefördert werden, und Meine Königreiche und deren Bewohner daraus Nutzen ziehen,

so habe Ich diese Verfügung wie folgt ausfertigen lassen und befehle hiermit Euch, Unserem Gouverneur, daß Ihr von dem Tage an, wo Ihr diese Meine Verfügungen erhaltet, künftig die Indianer nötigt und antreibt, mit den Christen der genannten Inseln Umgang zu pflegen, in ihren Häusern zu arbeiten, Gold und andere Metalle zu schürfen und Landarbeit für die auf der Insel ansässigen Christen zu leisten, und daß Ihr jedem für den Arbeitstag Tagelohn und Unterhalt geben laßt, wie sie Euch nach der Beschaffenheit des Bodens, des Arbeiters und der Tätigkeit angemessen erscheinen,

daß Ihr jedem Kaziken auferlegt, eine bestimmte Anzahl Indianer bereitzuhalten, um sie jeweils da, wo es nötig ist, zur Arbeit einsetzen zu können, und damit sie sich an den Festtagen, und wann es sonst erforderlich scheint, zusammenfinden, um an den dafür bestimmten Orten über die Dinge des Glaubens zu hören und darin unterrichtet zu werden,

daß jeder Kazike die von Euch jeweils vorgeschriebene Zahl von Indianern beibringt und an die von Euch benannten Personen zur Arbeit überläßt, gemäß näherer Anweisung dieser Personen und gegen einen von Euch festzusetzenden Tagelohn. Die genannten Verpflichtungen sollen sie als freie Personen leisten, die sie ja sind, nicht als Sklaven. Ihr

habt dafür zu sorgen, daß diese Indianer gut behandelt werden, und zwar diejenigen unter ihnen, die Christen sind, besser als die andern; Ihr dürft nicht dulden oder Anlaß geben, daß irgend jemand ihnen Leid oder Schaden zufügt oder sie ungebührlich behandelt.» (M. Navarrete: Colección de los viajes y descubrimientos, Bd. II, Madrid 1858; zit. n.: Geschichte in Quellen, Bd. III, München 1966, S. 67f.)

Die Zwangsarbeiter sollten aber nicht nur arbeiten, sondern gleichzeitig, und zwar insbesondere an Festen und Feiertagen, in Fragen des christlichen Glaubens unterwiesen werden. Abends, nach getaner Arbeit, mußte der encomendero seinen Indianern das Pater noster, das Credo und das Salve regina vorsagen. Laien sollten Prediger und Seelsorger sein, die eher der Trunkenheit als dem Christentum, dem raschen Reichtum als den Ideen der Kirchenvertreter in Europa ergeben waren. Sie hätten erst dazu gezwungen werden müssen, die Indianer als Menschen anzuerkennen. Diese Überzeugung versuchte ihnen Papst Paul III. in einer Bulle des Jahres 1537 einzubleuen. So recht mochten sie sich diese Auffassung aber nicht zu eigen machen, und bis heute ist weder in der Mentalität des durchschnittlichen Lateinamerikaners noch in seinen Gesetzen das vollständige Menschentum des Indios verankert. Was den Conquistadoren damals schreckliche, barbarische, menschenfressende Ungeheuer waren, sind heute für seine Nachkommen teilnahmslose, uninteressierte und zu nichts zu gebrauchende Wesen, von denen der Lateinamerikaner nichts weiß und nichts wissen will. Um die Eingeborenen rücksichtslos ausbeuten zu können, sprachen ihnen die Europäer jeglichen Vernunftbesitz ab, und als 1967 weiße Kolumbianer Llanosindianer wie wilde Tiere abschossen, behaupteten sie, sie hätten nicht gewußt, daß dies verboten sei (s. u.). Wackere Spanier und Portugiesen dachten bei der Überlegung, ob Indianer überhaupt für das Christentum ansprechbar seien, an das Jesuswort von den Perlen, die man nicht vor die Säue werfen darf.

Aussprüche von Europäern über die Indianer

«Die Indianer sind gewalttätige und wilde Leute, alle Umgangsformen und alles Menschliche ist ihnen fremd; sie sind in jeder Hinsicht von den Europäern verschieden, ohne Religion, ohne Tugend und Ehrlichkeit, wissen nicht was Recht und Unrecht ist. »

(Villegaignon in einem Brief an Calvin, 1557)

«Sie kennen keine Gerechtigkeit, gehen nackend herum, empfinden weder Liebe noch Scham, sie sind Esel, dumm, toll, geisteskrank; zu töten oder getötet zu werden, ist für sie dasselbe; sie kümmern sich nicht um die Wahrheit, wenn sie nicht zu ihrem Vorteil dient ... sie sind bestialisch in ihren Lastern... verräterisch, grausam, rachsüchtig ...Hexenmeister... feige wie Kaninchen, dreckig wie Schweine.»

(Frater Tomäs Ortiz OP, 1524 in Santa Marta)

«Sehen wir doch, daß sie Hunde sind, indem sie sich fressen und umbringen, und Schweine sind in den Lastern und in der Art, wie sie sich behandeln.» (Diálogo sobre a conversão de genito, 1556/57)

Missionseifer und rassistische Diskriminierung ordneten sich aufs beste den wirtschaftlichen Zielen der Weißen unter. Wer sich als Indianer der «Beleidigung Gottes» schuldig machte (was dies bedeutete, definierten die Europäer), zog die Kriegshorden der Spanier auf sich, die jeden Vorwand nutzten, um Sklaven machen zu können. Als die Dominikaner, insbesondere Antonio de Montesinos, das grausame Sklavenregiment anprangerten, drohte man, sie nach Spanien zurückzuschicken, falls sie weiterhin Unruhe säten, statt Vernunft walten zu lassen.

Bartolomé de las Casas berichtet von der berühmt gewordenen Adventpredigt, die der Dominikanerpater Montesinos 1511 in der strohgedeckten Kirche von Santo Domingo (Haiti) hielt:

«Da es Advent war, beschlossen [die Dominikaner], daß am vierten Sonntag gepredigt werde [...]. Damit die ganze Stadt [...] erscheine, vor allem die Honoratioren, suchten sie den zweiten Admiral [Diego Colón, den Sohn des Entdeckers], der damals die Insel regierte, die königlichen Beamten und alle gelehrten Juristen, die dort wohnten, persönlich auf und luden sie zu ihrer Predigt am Sonntag in die Hauptkirche ein. Sie betonten, wie wichtig ihr Erscheinen ihnen sei, denn sie hätten etwas zu verkünden, was alle angehe. [...]

Am Sonntag [...] bestieg Pater Antön Montesinos die Kanzel und nahm als Thema und Grundlage seiner schriftlich vorbereiteten Predigt das Wort: <Ego vox clamantis in deserto> [Ich bin die Stimme des Predigers in der Wüste. - Nach einleitenden Worten sagte er] <Um euch [eure Sünden] vor Augen zu führen, habe ich, der ich die Stimme Christi auf dieser Insel bin, die Kanzel bestiegen, euch aber tut not, daß ihr aufmerksam, von ganzem Herzen und mit allen euren Sinnen auf sie hört; sie ist für euch so ungewohnt, [...] so schroff, so hart, so schrecklich und gefährlich, wie ihr nie vermeinet, sie zu hören. [...] Ihr seid alle in Todsünde und lebt und sterbt in ihr wegen der Grausamkeit und Tyrannei, die ihr gegen jene unschuldigen Völker gebraucht. Sagt, mit welchem Recht und mit welcher Gerechtigkeit haltet ihr jene Indianer in einer so grausamen und schrecklichen Sklaverei? Mit welchem Recht habt ihr so abscheuliche Kriege [...] gegen diese Völker geführt? Wie könnt ihr sie so unterdrücken und plagen, ohne ihnen zu essen zu geben, noch sie in ihren Krankheiten zu pflegen, die sie sich durch das Übermaß an Arbeit, die ihr ihnen auferlegt, zuziehen, und sie dahinsterven lassen oder, deutlicher gesagt, töten, nur um täglich Gold [...] zu erschachern? [...]. Sind diese keine Menschen? Haben sie nicht vernunftbegabte Seelen? Seid ihr nicht verpflichtet, sie zu lieben, wie euch selbst? Das versteht ihr nicht? Das fühlt ihr nicht? Was für ein tiefer Schlaf, welche Lethargie hält euch umfangen!)

[Über die unmittelbare Wirkung dieser Predigt auf die Spanier schreibt Las Casas:]

Viele waren sprachlos, einige wie von Sinnen, die anderen verstockt, manche sogar zerknirscht, aber keiner [...] bekehrt [...]. Als Montesinos hinausging, wurde in der ganzen Kirche ein Murren laut. [...]

Nach dem Mittagessen [...] versammeln sich die Einwohner, voran die königlichen Beamten, der Schatz- und der Zahlmeister, der Faktor und der Veedor im Haus des Admirals [...] Don Diego Colón und werden sich schnell einig, hinauszueilen zu dem Prediger, um ihn und seine Genossen gehörig in ihre Schranken zu verweisen [...]; er habe gegen den König und seine Herrschaft in Indien geredet, indem er behauptete, sie seien nicht befugt, die ihnen vom König zugeteilten Indios zu behalten; das sei schwerwiegend und nicht zu verzeihen.

[Der erregten Gesellschaft tritt der Vikar des Klosters, Pedro de Córdoba, entgegen. Sie verlangt, daß der Pater Montesinos herauskomme, der Vikar verweigert es - mit Respekt aber entschieden -, und erst als man sich aufs Bitten verlegt, läßt er ihn schließlich holen; Don Diego Colón wiederholt seine Klage und fordert in aller Namen, daß der Mönch widerrufe:]

Der Vikar antwortete, das, was jener gepredigt habe, sei seine [Pedro de Córdoba] Meinung und sei mit seinem und aller [Brüder] Einvernehmen und nach Würdigung aller Gesichtspunkte, reiflicher Überlegung und eingehender Beratung [...] zur Rettung der Seelen aller Spanier und Indianer beschlossen worden [...].

[Nach langem und heftigem Hin und Her kommen sie überein: Bruder Antón Montesinos soll am folgenden Sonntag von der Kanzel aus Stellung zu seiner skandalösen Predigt nehmen:]

Für seinen Widerruf fand er ein Wort aus dem 36. Kapitel des Buches Hiob, welches folgendermaßen beginnt: <Repetam scientiam meam a principio et sermones meos sine mendatio esse probabo> [und frei übersetzt]: <Ich werde noch einmal von Anfang an die von mir erkannte Wahrheit, die ich vergangenen Sonntag euch gepredigt habe, vortragen und beweisen, daß jene meine Worte, die euch so erbitterten, wahr sind.> Als dieses Thema anklang, merkten die Hellhörigen sofort, worauf er hinauswollte, und es kam ihnen hart an, ihn weiter reden zu lassen. Er unterbaute die Predigt [des vergangenen Sonntags], hielt ihnen erneut das Unrecht der Unterjochung jener Völker vor. [...] Sie könnten jede Hoffnung um das Heil ihrer Seele aufgeben. Um dessentwillen und damit sie sich noch rechtzeitig bekehrten, ließen [die Brüder] sie wissen, daß sie Leuten wie ihnen keine Beichte mehr abnähmen; das gelte nicht nur jenen, die auf Beutezüge ausgingen, sondern ihnen erst recht. Das könnten sie ruhig, an wen sie wollten, in Kastilien schreiben und dort verbreiten; denn sie [die Mönche] stünden in der festen Gewißheit, daß sie hiermit Gott dienten und dem König keinen kleinen Dienst erwiesen.»

(Cl. und Th. Engl: Die Eroberung Perus in Augenzeugenberichten, München 1975, S. 66f., dtv)

Bei dieser Auseinandersetzung kam es zum erstenmal zu Spannungen zwischen den an der Missionierung und den an der Ausbeutung interessierten Europäern. Die Kirche sah sich den Missionierten und Bekehrten gegenüber immer in einer unausweichlichen Verlegenheit. Programmgemäß hätte die Bekehrung die Einheimischen auf eine Stufe mit den Christen stellen müssen. Das christliche Credo drückt ja die Einheit und Gleichheit

der Gläubigen, die Einheit und Gleichheit der Sünder («Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Guten, das wir vor Gott haben sollten»), die Gemeinsamkeit der Hoffnung aus. Gerade dies aber war nicht möglich. Damit wäre das ganze Kolonial- und Unterdrückungssystem von innen heraus unterlaufen worden. Bekehrung durfte nicht in Befreiung ausarten. Zur Verbrüderung wollten sich die Missionierenden nicht herablassen. So konnte die Egalisierung höchstens als Versprechen für den Jüngsten Tag angeboten werden.

Diese Spannungen führten in der Geschichte zu immer neuen faulen Kompromissen zwischen den Kontrahenten. Immerhin boten sie der Kirche nachträglich die Möglichkeit zur Selbstrechtfertigung; denn sie hatte ja (angeblich) stets auf Seiten der Schwachen und Unterdrückten gestanden. Tatsächlich drückte man sich um die Peinlichkeit, Getaufte und Bekehrte zu versklaven, dadurch daß man die Indianer nominell «frei»-ließ, sie aber zu vielerlei Formen der Zwangsarbeit verpflichtete.

Neben der Legitimierung und Förderung der «harten» Konsequenzen der Unterwerfung brachte die Mission eine ganze Reihe «weicher» und ausgesprochen nachhaltig wirkender Folgen hervor. Bekehrung setzt voraus, daß man mit denjenigen, die bekehrt werden sollen, sich sprachlich verständigen kann. Christliche Schriften mußten übersetzt werden, und bei den Indianern waren die Grundbedingungen zum Verständnis christlicher Glaubensinhalte zu schaffen. Damit brach für die Missionare die Problematik des Kulturkontaktes zwischen Europäern und Indianern in seiner ganzen Tiefe auf. Mit der schriftlichen Fixierung der Eingeborenen Sprachen wurden diese für den Zugriff durch die Fremden manipulierbar. Indianische Sinngehalte, Vorstellungen und Glaubensanschauungen ließen sich jetzt umdeuten, um Anknüpfungspunkte für die Botschaft, die vermittelt werden sollte, zu finden. Um abstrakte Begriffe wie «Gnade» und «Hoffnung», «Sünde» und «Schuld» verständlich zu machen, mußte der Denkhorizont der Eingeborenen erst nachhaltig umstrukturiert werden. Da jede Sprache mit der Totalität der Kultur, zu der sie gehört, verbunden ist, wurden die Eingeborenen nicht nur mit fremden Begriffen, sondern gleichzeitig mit dem sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Kulturbewußtsein der Eroberer konfrontiert und standen dem verständlicherweise ratlos gegenüber. Was sollten sie beispielsweise mit einer Jenseitsvorstellung anfangen, die weder Jagdveranstaltungen noch Polygamie noch Festgelage noch Kriegszüge kannte?

Über die Sprache transportierte das Christentum sein tragisches Existenzgefühl in eine Welt, deren Völker die Kulte zur Bewältigung des konkreten Alltags brauchten. Gleichzeitig galt die geballte christliche Empörung dem «sündigen» Lebenswandel der Heiden. Bekehrung hieß zuerst, der Polygamie abzuschwören. Die Missionare sahen nicht, daß daran oft das Überleben von Stammesgruppen geknüpft war. Die Christen wüteten gegen den vorehelichen Geschlechtsverkehr «unmündiger» Kinder, statt die eigene gespaltene Moral und Leibfeindlichkeit in Frage zu stellen. Sie entrüsteten sich über die Nacktheit der Indianer und zwangen sie, Kleider zu tragen. Die europäischen Moralapostel waren entsetzt über die «Diebereien» der Indianer und übersahen, daß Diebstahl im europäischen Sinne Privateigentum voraussetzt, das die Eingeborenen gar nicht kannten.

Trotz all der Verfehlungen und Fehlhaltungen der Einheimischen hielten die Missionare an der Annahme fest, die Indianer seien «im Kern» gut, das heißt für die christliche Ansprache und Bekehrung geeignet. Sie begegneten den Indianern in paternalistischgütiger Neigung wie Väter ihren Kindern und begründeten eine tiefreichende Abhängigkeit, für deren Erhalt sie nachdrücklich zu kämpfen bereit waren. Dazu paßte vortrefflich, daß zum Beispiel die Indianer im Jesuitenstaat in Paraguay im Bedarfsfall mit Schlägen und Peitsche zur Arbeit getrieben wurden. Es geschah ja um eines höheren Zieles willen und zu ihrem Besten. Dem ökonomischen Imperialismus im Politischen entsprach der religiöse Imperialismus der Missionare.

Florian Paucke über seine Missionstätigkeit in Paraguay

«Der Missionarius sagte zu dem Häuptling Cithaalin, ich begehre nicht, daß du arbeitest, sondern daß du dein Volk zur Arbeit anleiten sollest, welche nicht für mich, sondern zur Erhaltung eurerallerwirdnuzlichseyn. Ich aber, widersetzte Cithaalin, und meine Leuth sind niemaal gewohnt gewesen, zu arbeiten.» Er bliebe verstokt und wolte die seinigen im geringsten nicht antreiben, daß sie fürs gemeine eine Hand bewegeten. Spazirte mit den seinigen auf dem Feld herum und kame zu Haus, wan er wolte. Fragte den Missionarium nicht um Nahrung, sondern befahle, man sollte schlachten... Da die Indianer sahen, daß ich mich nicht scheute, in Koth [für die Verfertigung von Ziegeln] zu arbeiten, fiengen einige an mir zu helfen; andere aber trachtete ich zu loken, und auf unterschiedliche ihnen angenehme Art zur Arbeit anzufrischen. Etwelche waren bald entschlossen, Hand anzulegen, andere aber setzten sich zu uns bey der Arbeit nieder, und schaueten nur, was wir machten. Ich ladete einen und den anderen ein, er solte es probieren und mithelffen, bekame aber von einem zur Antwort: Ich bin faul... Ich thatte alles, sie theils durch Freundlichkeit, theils durch Geschänke zu reitzen, damit sie wenigstens die erste Beschwärrnuss überwinden möchten. Ich thatte mit Fleys bisweilen etwas verderben, oder untauglich machen, damit es die Indianer seheten; fragte zugleich dem Indian, der bey mir stunde, ob er auch so arbeiten könnte wie ich? Erkunte vor lachen mir kaum antworten. Doch sagte er, so tref ichs auch, ehe daß ichs gelehret hätte. Du wilst uns lehren und verderbest selbst deine Arbeit. Ich mache mir nichts daraus, antwortete ich, ein anders mahl werde ichs besser machen. Dieses alles beobachteten die zuschauende Indianer. Ich rufte wiederum einen und fragte, ob er dergleichen Kunst Stuk mir nachmachen könnte? Er antwortete gleich, das wäre für mich keine Kunst. So komm her, sagte ich, und probire es, ob du es besser träfst als ich? Ich sehe gern, daß du mir einen Fehler ausstellest. Machest du es besser als ich, so schenke ich dir etwas. Vah! sagte er, etwas zu verdienen wird mich nicht reuen. Der Indian arbeitete eine halbe Stund mit mir und kaure in Eyfer, alles besser zu machen als ich, daß er mir seine Arbeit Stuk vor Stuk zu betrachten vorlegte. Ich lobete sie, doch wollte ich, daß er auch meine Arbeit betrachten sollte, welche ich mit allem Fleiss tadelhaft verfertigte. Und war ihm das gröste Vergnügen, mir einen Fehler ausstellen zu können. Eben dieses suchte ich, und gewanne durch meinen Spas, daß einer nach dem andern sich zur Arbeit bequemet und Hand angeleget hat.» (Florian Paucke S. J., Zwettler-Codex 420, Wien 1959, S. 273 f. und 284, zitiert nach: Lateinamerika seit 1492, hg. von R. Konetzke Stuttgart 1971, S.

29f.)

Vergeblicher Kampf um die Menschenrechte der Indianer

Am aussichtslosen Kampf des Weltpriesters Bartolomé de las Casas für die Rechte der Indios zeigte sich der Triumph des sich in Amerika institutionalisierenden Ausbeutungssystems, demgegenüber christlicher Anspruch und Humanismus sich als machtlos erwiesen. Las Casas wurde 1474 als Sohn eines Adligen in Andalusien geboren. Er studierte Theologie und Rechte an der Universität in Salamanca. Sein Vater segelte auf der Santa Maria mit Kolumbus nach Südamerika. Der Sohn folgte ihm später nach. 1511 wurde er in Santo Domingo zum Priester geweiht. Er lernte alle führenden Conquistadoren kennen: Cortez, Pizarro, Alvarado, Pedrarias. 1512 ging er nach Kuba. Dort erhielt er seine eigene encomienda, beträchtliche Ländereien, und eine große Zahl von Indios als Zwangsarbeiter. Mit nicht wenig Engagement betrieb er Gruben- und Plantagenwirtschaft.

(Vgl. H. M. Enzensberger: Las Casas oder Ein Rückblick in die Zukunft - in: B. de las Casas: Kurzgefaßter Bericht, S. 133 ff.).

Zu Pfingsten 1514, als Las Casas gerade vierzig Jahre alt war, erlebte er sein «Damaskus». Über der Vorbereitung einer Predigt zu einem Text aus dem Buch Sirach - «Der Arme hat nichts denn ein wenig Brot. Wer ihn darum bringt, ist ein Mörder» - kam es zu seiner «Bekehrung». Der biblische Text erschien ihm wie ein Hinweis auf das mit Füßen getretene Lebensrecht der Eingeborenen in der Neuen Welt und wie eine Verdammung der Ungerechtigkeiten, Untaten und Räubereien der Spanier. Dieser Einsicht ist Las Casas bis zu seinem Tode treu geblieben. Sein ganzes Leben galt hinfort den Konsequenzen aus dieser Erkenntnis.

Zunächst zog er sie selbst. Er verzichtete auf seinen Besitz und seine Sklaven. Statt dessen nahm er den Kampf gegen das Unterdrückungssystem und seine Institutionen auf. Bald merkte er, daß angesichts der eindeutigen Interessenlage der spanischen Kleriker wie Laien, Beamten wie Privatleuten vor Ort nichts auszurichten war. So machte er sich zum Hof nach Spanien auf. Er bekam auch tatsächlich eine Audienz bei Ferdinand und erreichte, daß eine Kommission einberufen wurde, die sich mit der «indianischen Frage» beschäftigte. Aber bald starb Ferdinand, und die Kommission löste sich auf.

Jetzt wandte sich Las Casas an den Großinquisitor, der ihn zum «Defensor universal de los Indios», das heißt zum Berater der Behörden Spaniens für die Indianerfrage, ernannte. 1520 erreichte Las Casas schließlich eine Audienz bei Karl V. Da schien er dem Erfolg ganz nahe zu sein. Denn der König erklärte, das bisherige Vorgehen der Conquistadoren in der Neuen Welt sei ungesetzlich. Ohne Waffengewalt sollten die Indischen Länder hinfort regiert werden.

Aber die Wirklichkeit in den Kolonien folgte ganz anderen Gesetzen. Die Kolonisten liefen Sturm, die Kleriker stritten gegeneinander, je nach Interessenlage. Las Casas zog sich 1523 in das Dominikanerkloster auf Hispaniola zurück. Dort arbeitete er an seinen wissenschaftlichen Hauptwerken, der «Apologetischen Geschichte der Indischen Länder»

und dem Quellenwerk «Historia general». Bei seinen anthropologischen Studien erkannte er, daß die Eingeborenenkulturen nicht mit europäischen Maßstäben gemessen werden können, sondern aus ihren eigenen Voraussetzungen zu begreifen sind. Europäischem Überlegenheitsdünkel wurde die Basis entzogen.

Las Casas nahm schließlich den Kampf unverdrossen wieder auf. Er reiste nach Venezuela, Peru, Neugranada, Darién, Guatemala und Nicaragua. Als Hochverräter angeklagt, mußte er an den Hof nach Madrid. Dort verfaßte er den «Kurzgefaßten Bericht von der Verwüstung der Westindischen Inseln» (siehe unten), wurde zum Bischof geweiht und er wirkte 1542 den Erlaß der «Nuevas Leyes de las Indias».

Die «Neuen Gesetze» von 1542

«Wir ordnen an und befehlen, daß künftig aus keinem Grunde, sei es Krieg oder welcher sonst, weder zur Strafe für Aufruhr noch im Wege des Loskaufens noch auf andere Weise irgendein Indianer zum Sklaven gemacht werde. Wir wollen, daß sie als Unsere, der Krone von Kastilien, Untertanen behandelt werden, denn das sind sie. Niemand darf sich der Indianer als Naborias (Leibeigene) oder zu anderer Dienstbarkeit bedienen ohne deren Einverständnis.

Da Wir befohlen haben, dafür zu sorgen, daß künftig die Indianer auf keine Weise mehr zu Sklaven gemacht werden, ordnen Wir an und verfügen Wir ferner hinsichtlich derer, die bisher gegen Vernunft und Recht und gegen die erlassenen Verordnungen und Befehle als solche gehalten worden sind, daß die Gerichtshöfe die Parteien vorladen, ohne langwieriges Verfahren summarisch und in aller Kürze den Tatbestand ermitteln und sie in Freiheit setzen, wenn die Personen, die sie als Sklaven gehalten haben, keinen Rechtstitel dafür vorweisen können, daß sie sie nach dem Gesetz als Sklaven halten und besitzen dürfen. Und damit die Indianer nicht mangels Leuten, die ihre Sache wahrnehmen, unrechtmäßigerweise für Sklaven angesehen werden, befehlen Wir, daß die Gerichte Personen einsetzen, die diese Angelegenheit für die Indianer betreiben und aus den gerichtlichen Strafgeldern bezahlt werden, und zwar Leute, die vertrauenswürdig und gewissenhaft sind.

Wir befehlen weiter, daß die Gerichtshöfe besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden, daß die Indianer nicht als Lastträger eingesetzt werden. Kann dies in einigen Regionen nicht vermieden werden, so soll es so geschehen, daß für das Leben, die Gesundheit und die Erhaltung der genannten Indianer durch das Tragen unmäßiger Lasten keine Gefahr entsteht; auch soll es nicht gegen ihren eigenen Willen oder ohne Bezahlung geschehen. Wer dem zuwiderhandelt, soll scharf und ohne Ansehen der Person bestraft werden.

Da Uns berichtet worden ist, daß die Perlenfischerei ohne die gebührende Ordnung betrieben worden ist, was den Tod vieler Indianer und Neger zur Folge gehabt hat, befehlen Wir, daß bei Todesstrafe kein freier Indianer gegen seinen Willen zu solcher Fischerei gezwungen werden darf. Auch sollen der Bischof und der oberste Richter von Venezuela dafür sorgen, daß Vorkehrungen getroffen werden, die ihnen für die Erhaltung

der dem genannten Fischereigeschäft obliegenden Indianer und Neger geeignet scheinen, damit die Todesfälle aufhören. Sollten diese Amtspersonen zur Einsicht gelangen, daß bei den genannten Indianern und Negern die Gefahr des Todes nicht beseitigt werden kann, soll die Perlenfischerei aufgegeben werden; denn Wir schätzen, wie es sich von selbst versteht, den Schutz ihrer Leben höher als den Gewinn, den Wir aus der Perlenfischerei zu ziehen vermögen.

Da die Übergabe von Indianern an die Vizekönige, Statthalter und deren Stellvertreter, an Unsere Beamten, an die Prälaten, Klöster, Hospitäler, Ordenshäuser, auch an Münzstätten und Schatzhäuser, an die Domänenverwalter und andere Personen, die wegen ihrer Dienste auf diese Weise begünstigt wurden, zu Ordnungswidrigkeiten in der Behandlung der Indianer geführt hat, ist es Unser Wille und Befehl, daß alle Indianer, die unter irgendeinem Rechtstitel oder aus irgendeinem Grunde im Dienst und Besitz der Vizekönige und Statthalter, ihrer Stellvertreter oder sonstigen Beamten, der Richter, Domänenverwalter, Hospitäler, Orden usw. sind, unverzüglich Unserer Königlichen Krone unterstellt werden, auch wenn ihnen die Indianer nicht als Entgelt für ihre Dienste überantwortet worden sind. Und wenn etwa die betreffenden Beamten und Statthalter den Wunsch aussprechen sollten, ihre Ämter aufzuheben und die Indianer zu behalten, soll ihnen das doch nichts helfen und die Ausführung Unserer Anordnung deshalb nicht etwa unterbleiben. Außerdem verfügen Wir, daß allen jenen Personen, welche sich Indianer ohne begründeten Rechtstitel gehalten haben und aus eigener Vollmacht in deren Besitz gelangt sind, diese weggenommen und unter den Schutz der Krone gestellt werden sollen.»

(Geschichte in Quellen, Bd. S.91-92)

Das war der bisher größte Triumph des Las Casas. Indianerversklavung und encomienda wurden verboten. Jeder, der arbeitete, sollte einen angemessenen Lohn bekommen. Die mörderische Perlenfischerei wurde untersagt. Statt dessen wurde verfügt, daß die Bewohner der westindischen Länder genauso zu behandeln seien, wie die freien Untertanen der Krone.

Auf erbitterten Widerstand stießen diese neuen Gesetze in den Kolonien. Sie erwiesen sich angesichts der kolonialen Wirklichkeit als völlig undurchsetzbar. Die Richter schlugen sich auf die Seite der Kolonisten. Diese argumentierten so: Der christliche Glaube kann in der Neuen Welt nur dann erhalten und ausgebreitet werden, wenn die Position der reichen Spanier im Land gewahrt bleibt. Dies aber hängt mit der Einrichtung der encomienda und der Möglichkeit, Indianer zur Arbeit zu verpflichten, zusammen. Die Argumentationsweise war perfide, packte den König bei seinem christlichen Gewissen und verschleierte die tatsächlichen ökonomischen Machtinteressen. Auch waren die Könige von Spanien letztlich selbst allzu sehr interessiert an erfolgreichen Geschäften der Conquistadoren, als daß sie konsequent im Verfolgen der Moral ihrer zahlreichen cédulas hätten sein können. Von der Zeit Isabellas bis zu den letzten Tagen der spanischen Herrschaft in Amerika waren die spanischen Verordnungen und cláusulas völlig ungeeignet, das Geschick der leidenden Indianer zu verbessern. Wenn die geforderte Schonung der Einheimischen auf Kosten des Goldes ging, so wurden die Regenten

wankelmütig. Ihnen kommt deshalb ein beträchtlicher Anteil der Schuld an der Mißhandlung und Ausrottung der Einheimischen zu.

Nach vier Jahren kapitulierte Karl V. Die «Neuen Gesetze» wurden wieder zurückgenommen. Las Casas war erneut gescheitert. Die Realpolitik stand übermächtig gegen ihn. Als er in einer damals verfaßten «Handreichung für Beichtväter» darauf drang, daß Conquistadoren, Plantagen- und Grubenbesitzern, Sklaven- und Waffenhändlern die Absolution nur nach völliger Wiedergutmachung gegenüber ihren Opfern erteilt werden sollte, wurde er erneut des Hochverrats und der Majestätsbeleidigung angeklagt. 1547 mußte er sich wieder nach Europa einschiffen. Er war inzwischen fast achtzig Jahre alt geworden. Es kam aber nicht mehr zum Prozeß gegen ihn.

Las Casas widmete sich auch in seinem letzten Lebensjahrzehnt historischer und juristischer Kolonisationsforschung. 1550 fand die berühmt gewordene Disputation mit dem führenden Ideologen der Conquista, Gins de Sepúlveda, statt. Der Hoftheologe unterlag auf ganzer Linie. Sein Buch «Über den gerechten Krieg gegen Indianer» verfiel dem Verdikt der Inquisition. Er zog sich von seinem Hofamt zurück. Aber auch dieser Sieg des Las Casas war ohne praktische Folgen für die Situation derer, für die er kämpfte. 1566 starb er, nachdem er sein letztes Manuskript «Die sechzehn Heilmittel wider die Pest, welche die Indianer ausgerottet hat» beendet hatte.

Die Konsequenz und verzweifelnde Aussichtslosigkeit seines Tuns haben fünfhundert Jahre später die «Theologen der Befreiung», die wohl darin ihre strukturelle Verwandtschaft zu Las Casas erblickten, bewogen, ihn zu ihrem Vorläufer zu erklären.

Ogleich die Indianerversklavung verboten war, ließ sie sich in der Praxis nicht ausrotten. Noch Anfang des 17. Jahrhunderts erklärte Papst Paul V. den Krieg gegen die aufsässigen Araukaner im Süden des Subkontinents für gerecht und gewährte den Soldaten Ablässe, obgleich die Indios von den Spaniern brutal ausgebeutet und kriegerische Auseinandersetzungen immer wieder provoziert wurden.

Bartolomé de las Casas: Von der Verwüstung der Westindischen Inseln'

In den Jahren 1541 und 1542, während eines Zwangsaufenthaltes in Spanien, schrieb Las Casas seine «Brevísima relaciön», die erst 1552 in Sevilla veröffentlicht wurde. Dieses kleine Werk wurde eine der am meisten umstrittenen, verfemten, widersprochenen Schriften der folgenden vier Jahrhunderte. Der erste, der ein wütendes Gegenpamphlet verfaßte, war Juan Gins de Sepúlveda. Der Vizekönig Perus meldete, daß die Schrift, Las Casas', «dieses fanatischen und boshafte Bischofs», die spanische Botschaft in Amerika gefährde. Man sagte, der Teufel selbst habe sich dieses Mannes der Kirche bedient. Ein Jahrhundert später verfiel man auf die abgefeimteste Weise der Diskriminierung, indem man diese Schrift als Fälschung erklärte.

Den Feinden Spaniens freilich lieferte sie zu allen Zeiten reichlich Munition. Sie wurde

in alle Weltsprachen übersetzt. Während der Rivalität zwischen England und Spanien gegen Ende des 16. Jahrhunderts, während der Aufklärung und in der Zeit der Unabhängigkeitskriege in Lateinamerika wuchs ihre Verbreitung jeweils sprunghaft an.

Eine Schrift also, die nicht nur Geschichte bloßlegt, sondern auch Geschichte machte. Noch in Kindlers Literaturlexikon (Zürich; Nachdruck München 1974, Bd. 5, S. 1625 f.) ist die Rede von «Greuelpropaganda», «phantastischen Zahlenangaben», «einseitigen und daher nicht zuverlässigen Übertreibungen», «polemischer und propagandistischer Agitation». Neuere Untersuchungen freilich zeigen, daß Las Casas keineswegs übertreibt'. Zum Beispiel sprach er von vier Millionen ermordeter Eingeborener in Mexiko. In Wirklichkeit wurde die Bevölkerung von Zentralmexiko zwischen dem Jahr der Landung des Cortez und der Niederschrift der «Brevisima relaciön», das heißt in dreißig Jahren, von 25 auf sechs Millionen dezimiert.

1 Brevisima relaciön de la destrucciön de las Indias occidentales, deutsch von D. W. Andrea, Berlin 1790, zitiert nach: Bartolome de Las Casas: Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Inseln, hg. von H. M. Enzensberger Frankfurt am Main 1966, Insel Verlag.

2 Auch stimmen seine Angaben mit anderen Quellen völlig überein.

(Die Indien)

«In denjenigen Gegenden, die bis zum Jahr ein tausend fünfhundert und ein und vierzig bekannt geworden sind, wimmelte es von lebendigen Geschöpfen, wie in einem Bienenstock. Es schien nicht anders, als habe Gott die ganze Masse, oder doch wenigstens den größten Teil des Menschengeschlechtes, in diesen Erdstrich verpflanzt. (...)

Sie sind von schnellem, unbefangenen, durchdringendem Fassungsvermögen; gelehrig und empfänglich für gute Grundsätze, voll Fähigkeit unsern heiligen katholischen Glauben anzunehmen, und sich an gottseligen Wandel zu gewöhnen. In dieser Rücksicht findet man bei ihnen weit weniger Hindernisse als bei allen übrigen Sterblichen, die Gott auf diesem Erdball erschuf. Sobald sie nur das geringste von Glaubenssachen hören, sind sie äußerst begierig noch mehr zu lernen, bezeigen auch sehr viel Eifer im Gebrauch der Sakramente, wie in gottesdienstlichen Handlungen überhaupt. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß Gott denjenigen Geistlichen, welche sie hierin befriedigen wollen, die Gabe der Geduld in vorzüglichem Maße verleihen muß. Mit einem Wort, ich habe es häufig mit angehört, daß weltliche Spanier sogar, die mehrere Jahre sich dort aufgehalten hatten, und die Gutmütigkeit dieses Volkes nicht in Abrede stellen konnten, zu sagen pflegten: diese Leute wären die glücklichsten auf der Welt, wofern sie nur die wahre Erkenntnis Gottes besäßen. (...)

Unter diese sanften Schafe, die ihr Schöpfer und Urheber mit oberwähnten Eigenschaften begabte, fuhren die Spanier, sobald sie nur ihr Dasein erfuhren, wie Wölfe, Tiger und Löwen, die mehrere Tage der Hunger quälte. Seit vierzig Jahren haben sie unter ihnen nichts anders getan, und noch bis auf den heutigen Tag tun sie nichts anders, als daß sie dieselben zerfleischen, erwürgen, peinigen, martern, foltern, und sie durch tausenderlei eben so neue als seltsame Qualen, wovon man vorher nie etwas ähnliches sah, hörte oder las, und wovon ich weiter unten einige Beispiele anführen werde, auf die grausamste Art

aus der Welt vertilgen. Hierdurch brachten sie es dahin, daß gegenwärtig von mehr als drei Millionen Menschen, die ich ehemals auf der Insel Hispaniola mit eigenen Augen sah, nur noch zweihundert Eingeborene vorhanden sind.

Die einzige und wahre Grundursache, warum die Christen eine so ungeheure Menge schuldloser Menschen ermordeten und zugrunde richteten, war bloß diese, daß sie ihr Gold in ihre Gewalt zu bekommen suchten. Sie wünschten nämlich, in wenigen Tagen sich mit ihren Schätzen zu bereichern, und sodann sich ungleich höher emporzuschwingen, als es ihr Stand und ihre Verhältnisse erlaubten. Es geschah, ich muß es nur sagen, weil sie einen so unersättlichen Geiz und Stolz besaßen, daß ihresgleichen in der ganzen Welt wohl schwerlich zu finden ist. Es geschah, weil sie in diesen reichen und fruchtbaren Ländern sich festzusetzen wünschten, und weil die Bewohner derselben so demütig, so geduldig, so leicht zu unterjochen waren. In der Tat, sie achteten und schonten sie weit weniger - und ich sage die Wahrheit, denn ich habe es die ganze Zeit über mit angesehen - nicht etwa bloß wie ihr Vieh - wollte Gott, sie hätten sie nicht grausamer als ihr Vieh behandelt! - sondern sie achteten sie nicht höher, ja noch weit geringer, als den Kot auf den Straßen. So sorgten sie für die Erhaltung ihres Lebens und das Heil ihrer Seelen. Ich kann heilig beteuern, daß alle die Millionen Menschen, wovon ich weiter oben sprach, ohne Glauben und ohne Sakrament verschieden sind. Auch ist es eine notorische allgemein bekannte Wahrheit, die selbst jene Tyrannen und Menschenwürger nicht leugnen können, daß nie ein Christ in ganz Indien von den Indianern beleidigt ward. Sie begegneten vielmehr den Spaniern so, als kämen sie vom Himmel, und taten dies so lange, bis sowohl sie, als ihre Nachbarn, zuerst auf vielfältige Weise von ihnen gemißhandelt, beraubt, gemartert, und alle nur möglichen Gewalttätigkeiten und Bedrückungen an ihnen verübt worden waren.

(Hispaniola)

Die Insel Hispaniola war es, wo die Christen, wie ich bereits oben sagte, zuerst landeten. Hier ging das Metzeln und Würgen unter jenen unglücklichen Leuten an. Sie war die erste, welche verheert und entvölkert wurde. Die Christen fingen damit an, daß sie den Indianern ihre Weiber und Kinder entrissen, sich ihrer bedienten, und sie mißhandelten. Sodann fraßen sie alle ihre Lebensmittel auf, die sie mit viel Arbeit und Mühe sich angeschafft hatten. Was die Indianer ihnen gutwillig gaben, war ihnen keineswegs genug; jeder gab zwar nach Vermögen, dies bestand aber immer nur in wenigem; denn sie pflegten niemals sich mehr anzuschaffen, als was sie unumgänglich nötig haben, und ohne viele Arbeit erlangen können. (...)

Da sie nun außerdem noch mancherlei Grausamkeiten, Bedrückungen und Gewalttätigkeiten gegen die Indianer verübten, so sahen diese nach und nach ein, dergleichen Menschen könnten unmöglich vom Himmel kommen. Einige verbargen demnach ihre Lebensmittel, andere ihre Weiber und Kinder, noch andere flüchteten sich in die Gebirge, und suchten sich von Menschen zu trennen, deren Umgang so gefährlich und unausstehlich war. Die Christen gaben ihnen Ohrfeigen, schlugen sie mit Fäusten und Stöcken und vergriffen sich endlich sogar an den Oberherren der Ortschaften. (...)

Die Spanier hingegen, welche zu Pferde und mit Schwertern und Lanzen bewaffnet

waren, richteten ein greuliches Gemetzel und Blutbad unter ihnen an. Sie drangen unter das Volk, schonten weder Kind noch Greis, weder Schwangere noch Entbundene, rissen ihnen die Leiber auf, und hieben alles in Stücken, nicht anders, als überfielen sie eine Herde Schafe, die in den Hürden eingesperrt wäre. Sie wetteten mit einander, wer unter ihnen einen Menschen auf einen Schwertstreich mitten von einander hauen, ihm mit einer Pike den Kopf spalten, oder das Eingeweide aus dem Leibe reißen könne. Neugeborene Geschöpfchen rissen sie bei den Füßen von den Brüsten ihrer Mütter, und schleuderten sie mit den Köpfen wider die Felsen. Andere schlepften sie bei den Schultern durch die Straßen, lachten und scherzten dazu, warfen sie endlich ins Wasser und sagten: da zapple nun, du kleiner schurkischer Körper! Andere ließen Mutter und Kind zugleich über die Klinge springen, und stießen sie mit den Füßen vor sich hin. Sie machten auch breite Galgen, so, daß die Füße beinahe die Erde berührten, hingen zu Ehren und zur Verherrlichung des Erlösers und der zwölf Apostel je dreizehn und dreizehn Indianer an jedem derselben, legten dann Holz und Feuer darunter, und verbrannten sie alle lebendig. Andern banden, oder wickelten sie dürres Stroh um den Körper, zündeten es an, und verbrannten sie. Andern, die sie bloß deswegen am Leben ließen, hieben sie beide Hände ab, banden sie ihnen an, jagten sie sodann fort, und sagten: gehet hin (wohl zu merken) mit diesem Sendschreiben, und bringt euern Landsleuten, die sich ins Gebirge geflüchtet haben, etwas Neues! Große und Edle brachten sie gewöhnlich folgendergestalt um: sie machten Roste von Stäben, die sie auf Gabeln legten, darauf banden sie die Unglücklichen fest, und machten ein gelindes Feuer darunter, bis sie nach und nach ein jämmerliches Geschrei erhoben, und unter unsäglichen Schmerzen den Geist aufgaben.

Ich kam einmal dazu, als sie vier bis fünf der vornehmsten Indianer auf solchen Rosten verbrannten. Wo ich nicht irre, so nahm ich noch zwei oder drei dergleichen Roste wahr, worauf Leute geringern Standes lagen. Sie alle machten ein gräßliches Geschrei, das dem Befehlshaber lästig fiel, oder ihn vielleicht im Schlafe störte. Er gab Befehl, man sollte sie erdrosseln; der Alguacil - aber ich weiß seinen Namen, und seine Verwandten zu Sevilla sind mir recht gut bekannt - war weit grausamer als der Henker, welcher sie verbrannte; er ließ sie nicht erdrosseln, sondern steckte ihnen mit eigener Hand Knebel in den Mund, damit sie nicht schreien konnten, und schürte das Feuer zusammen, damit er sie so gemach braten konnte, wie er es wünschte. Alle diese bisher beschriebenen Greuel, und noch unzählige andere, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen.

Da nun alles, was fliehen konnte, sich in den Gebirgen versteckte, und auf die steilsten Felsen klimmte, um diesen grausamen, gefühllosen, den Raubtieren ähnlichen Menschen zu entrinnen; so richteten diese Würger, diese Todfeinde des Menschengeschlechtes, ihre grimmigen Jagdhunde dergestalt ab, daß sie jeden Indianer, den sie nur ansichtig wurden, in kürzerer Zeit, als zu einem Vater Unser erforderlich ist, in Stücken zerrissen; die von größerem Schlage fingen die Indianer wie wilde Schweine, und fraßen sie auf. Überhaupt richteten diese Hunde ein greuliches Blutbad unter ihnen an. Da nun die Indianer, welches jedoch nur ein paarmal geschah, einige Christen in rechtem und heiligem Eifer erschlugen, so machten diese das Gesetz unter sich, daß allemal hundert Indianer umgebracht werden sollten, so oft ein Christ von ihnen getötet würde. (...)

(Encomienda)

Als nun die Kriege in Indien geendigt, alle erwachsenen Mannspersonen umgebracht, und nur noch Jünglinge, Weiber und Kinder übrig gelassen waren, so fingen die Spanier an, dieselben unter sich zu verteilen. Diesem gab man deren dreißig, jenem vierzig, einem andern hundert oder zweihundert, je nachdem er bei dem Oberyranen, den man Gouverneur nannte, in Gnaden stand. Nachdem sie nun solchergestalt verteilt worden waren, so übergab man jedem Christen sein Teil, unter dem Vorwande, sie in demjenigen zu unterrichten, was zum katholischen Glauben gehört. Sie, die fast durchgehends unwissende, grausame, geizige, lasterhafte Menschen waren, sollten für das Seelenheil derselben sorgen! Diese Sorgfalt oder Seelensorge, welche sie auf dieselben verwendeten, bestand darin, daß sie die Mannspersonen in die Bergwerke schickten, um Gold zu graben, welches eine fast unerträgliche Arbeit ist. Die Weibsleute aber schickten sie auf ihre sogenannten Stationen oder Meiereien, wo sie den Feldbau besorgen mußten; eine Arbeit, die nur für starke und rüstige Mannspersonen gehört. Diesen, wie jenen, gaben sie nichts anderes zu essen, als Kräuter und dergleichen Sachen, die keine Kraft haben.

1 Spanisch alguacil: Gerichtsdienner, Büttel

Säugenden Müttern vertrocknete die Milch in den Brüsten, und in kurzer Zeit starben alle kleinen Kinder dahin. Die Männer mußten ganz abgesondert leben, durften nicht den mindesten Umgang mit ihren Weibern haben; mithin hörte die Fortpflanzung gänzlich auf. Jene kamen vor Arbeit und Hunger in den Bergwerken um; und diese starben auf die nämliche Art in den Meiereien oder sogenannten Stationen. So ward die ganze zahlreiche Volksmenge auf dieser Insel vertilgt; und auf solche Weise hätte man die sämtlichen Bewohner der Erde ausrotten können. Sie bestimmten die Lasten, welche sie ihnen aufluden, zu drei bis vier Arroben und verschickten sie damit auf hundert auch wohl zweihundert Meilen. Diese nämlichen Christen ließen sich in Hamacas tragen, die wie Netze aussahen, und die Indianer mußten sie fortschleppen. Denn sie pflegten sich ihrer gewöhnlich statt der Lasttiere zu bedienen. Immer hatten sie daher von den auferlegten Bürden so schwere Wunden auf den Achseln und Schultern, wie Zugvieh, das sich aufgerieben hat. Wollte ich hier noch der Peitschen, Stöcke, Ohrfeigen, Faustschläge, Flüche und anderer Mißhandlungen erwähnen, die ihnen bei der Arbeit zuteil wurden, so würde ich in Wahrheit ebenso viel Zeit als Papier nötig haben, dennoch nicht alles beschreiben können, und nur die Menschheit schaudern machen.

(Cuba)

(...) Als die Christen auf der Insel Cuba landeten, floh dieser Cazique sie überall, als einer, der sie kannte, und wehrte sich, wenn sie ihm etwas zu nahe kamen; endlich aber ward er gefangen. Weil er nun vor diesen grausamen und ruchlosen Menschen floh, und sich gegen diejenigen wehrte, die ihn ums Leben zu bringen oder ihn wenigstens nebst allen seinen Leuten und Blutsfreunden bis auf den Tod zu peinigen suchten; so beschlossen sie, ihn lebendig zu verbrennen. Als er bereits an den Pfahl gebunden war, sagte ihm ein Geistlicher vom Orden des heiligen Franciscus, ein gottseliger Mann, der sich dort aufhielt, verschiedenes von Gott und unserm Glauben, wovon der Cazique noch nie das geringste gehört hatte. Der Geistliche suchte sich die wenige Zeit, welche ihm die Henkersknechte verstatteten, so gut als möglich zunutze zu machen, und versicherte ihn endlich, wenn er dasjenige, was er ihm da sage, glauben wolle, so werde er in den

Himmel kommen, und ewige Freude und Ruhe daselbst genießen; widrigenfalls aber werde er in der Hölle ewige Qual und Pein leiden müssen. Der Cazique dachte hierüber ein wenig nach, und fragte sodann den Geistlichen, ob denn auch Christen in den Himmel kämen. Allerdings, sagte der Geistliche, kommen alle guten Christen hinein! Sogleich, und ohne weiteres Bedenken, erwiderte der Cazique, dort wolle er nicht hin, sondern lieber in die Hölle, damit er nur dergleichen grausame Leute nicht mehr sehen, noch da sich aufhalten dürfe, wo sie zugegen wären. So beförderten die Spanier, welche sich nach Indien begaben, die Ehre Gottes und unserer Religion!

Einst, als wir uns wohl noch zehn Meilweges von einem großen Flecken befanden, kamen uns die Indianer zum Empfang entgegen, und brachten uns Lebensmittel und andere Geschenke. Ihre Abgeordneten hatten eine große Menge Fische, Brot und andere Speisen bei sich, und gaben uns von allem, so viel sie nur konnten. Aber plötzlich fuhr der Teufel in die Christen, so, daß sie in meinem Beisein, ohne die mindeste Veranlassung oder Ursache, mehr als dreitausend Menschen, Männer, Weiber und Kinder darnieder hieben, die rings um uns her auf der Erde saßen. Hier nahm ich so unbeschreibliche Grausamkeiten wahr, daß andere Sterbliche dergleichen wohl schwerlich gesehen haben, oder sie für möglich halten möchten.

(Mexico)

Unter mehreren Mordtaten vollbrachten sie folgende in einer großen Stadt, die mehr als dreißigtausend Einwohner hatte, und Cholula hieß. Alle Großen des Landes und der benachbarten Gegend gingen den Christen in einer Prozession zum Empfang entgegen, die von der Priesterschaft und ihrem Oberpriester angeführt wurde. Man bewillkommnete sie mit viel Respekt und Ehrerbietung, nahm sie in die Mitte, und quartierte sie in der Stadt und in denjenigen Wohnungen ein, die vom Landesherrn und andern Großen zur Bewirtung der Fremden bestimmt waren. Die Spanier aber beschlossen unter sich, ein Blutbad hier anzurichten, oder - wie sie es nannten - eine Züchtigung vorzunehmen, die von ihrer Bravour zeugen und zugleich in allen Winkeln des Landes Schrecken verbreiten sollte. Denn wenn die Spanier ein Land überfielen, so faßten sie allemal den Entschluß, ein grausames und unerhörtes Gemetzel anzufangen, damit diese sanften Schafe vor ihnen beben sollten. Zuvörderst schickten sie zu allen großen und vornehmen Herren in der Stadt und den dazu gehörigen Ortschaften, und ließen sie nebst ihren Oberherren zu sich entbieten. Sobald sie ankamen und herein traten, den Befehlshaber der Spanier zu sprechen, wurden sie sämtlich sogleich gefangen genommen, ohne daß es jemand bemerkte, der diese Neuigkeit bekannt machen konnte. Man verlangte fünf- bis sechstausend Indianer zum Lasttragen von ihnen; sie kamen sogleich und wurden in den hinter den Häusern befindlichen Hof gesperrt. Wenn man sah, wie diese Indianer sich anschickten, die Lasten der Spanier aufzuladen, so mußte man Mitleid und Betrübniß über sie empfinden. Sie kamen fast ganz nackt, hatten bloß ihre ledernen Decken über die Scham, und Netze mit ihren armseligen Lebensmitteln auf den Schultern, setzten sich mit unterschlagenen Füßen hin und waren sämtlich so still wie die Lämmer. Als sie nun insgesamt angelangt und zu den übrigen, die sich bereits im Hofe befanden, gebracht worden waren, stellten sich bewaffnete Spanier zur Bewachung an die Türen des Hofes. Die andern alle legten Hand an das Schwert, metzelten und stießen hierauf alle diese geduldigen Lämmer nieder, daß auch nicht ein einziger dem Tode entrann. Zwei bis drei

Tage nachher kamen viele Indianer wieder zum Vorschein, die noch lebendig waren, aber von Blut triefen. Sie hatten sich unter den Toten verkrochen, die haufenweis übereinander lagen, fielen nun den Spaniern weinend zu Füßen und baten, man möchte Erbarmen mit ihnen haben und sie nicht umbringen. Diese wußten aber nichts von Mitleid und Barmherzigkeit, sondern hieben sie, so wie sie zum Vorschein kamen, in Stücke. Alle vornehme Herren, deren über hundert waren und die sämtlich in Fesseln lagen, befahl der Befehlshaber, an Pfähle zu binden, die in die Erde gerammelt da standen, und sie lebendig zu verbrennen. Dennoch gelang es einem dieser Herren, welcher der Vornehmste unter ihnen oder der König des Landes war, zu entspringen. Er raffte noch zwanzig, dreißig bis vierzig Mann zusammen, und flüchtete sich in den großen Tempel, welchen sie daselbst hatten. Dieser war einer Festung nicht unähnlich, und hieß in ihrer Sprache Quu. Hier verteidigte er sich beinahe einen ganzen Tag. Die Spanier aber, gegen welche es sich nicht gut wehren läßt, besonders von unbewaffneten Leuten, warfen Feuer in den Tempel, und verbrannten alle, die darin waren. Diese schriegen einmal über das andere: O ihr bösen Menschen, was haben wir euch denn getan? Warum bringt ihr uns um? (...)

Ich gebe den Christen und allen denen, die nur das mindeste von Gott, gesunder Vernunft und menschlichen Gesetzen wissen, zu überlegen, ob die Herzen irgend eines Volkes, das ruhig und sicher in seinem eigenen Lande lebt, gar nicht weiß, daß es von irgend jemand auf der ganzen Welt in Anspruch genommen werden könne, und das noch überdies seinen eigenen natürlichen Herrn hat, durch die unerwartete Botschaft gefesselt werden könne, wenn man ihm sagt: es gibt einen fremden König, von welchem ihr nie etwas gesehen und gehört habt; diesem müßt ihr gehorchen; widrigenfalls wisset, daß wir euch sogleich in Stücken hauen werden. (...)

(Trinidad)

Auf dieser volkreichen Küste wurden mehr als zwei Millionen Menschen geraubt, und auf die Inseln Hispaniola und San Juan geschleppt. Dort kamen sie sämtlich ums Leben, weil man sie entweder in die Bergwerke steckte, oder zu andern schweren Arbeiten verdammt. Hierunter ist nicht einmal die Volksmenge mit begriffen, die es ehemals, wie wir weiter oben sagten, auf diesen Inseln gab. Es ist ein Jammer, und das Herz möchte einem zerspringen, wenn man wahrnimmt, daß dieser so große fruchtbare Strich Landes ganz öde liegt und entvölkert ist.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Spanier nie ein Schiff voll Indianern wegführten, die sie auf obbeschriebene Weise geraubt und gestohlen hatten, ohne daß dabei ein Drittel ihrer Ladung ins Meer geworfen wurde. Dies kommt davon her, daß sie viele Menschen nötig haben, wenn sie ihren Zweck erreichen, viel Sklaven holen, und viel Geld lösen wollen. Daher geizen sie mit Speise und Trank, damit es den Tyrannen, welche sich Armadores (Reeder) nennen, nicht zu viele Kosten mache. Beides ist oft für die Spanier selbst kaum zureichend, die auf Raub ausziehen; die unglücklichen Indianer bekommen dann gar nichts, sterben vor Hunger und Durst; also fort mit ihnen ins Meer! Ein Spanier selbst erzählte mir als Wahrheit, es sei einst ein Schiff von den Lucayischen Inseln, wo dergleichen Unmenschlichkeiten häufig begangen wurden, bis nach

Hispaniola, welches sechzig bis siebenzig Meilen davon liegt, ohne Kompaß und Seekarte gesegelt, weil ihm der Lauf, welchen es nehmen mußte, von den Leichnamen der Indianer vorgezeichnet worden sei, die man aus den Schiffen ins Meer gestürzt hatte. (...)

Die Tyrannei, welche die Spanier beim Perlenfang oder bei der Perlenfischerei gegen die Indianer verüben, ist eine der grausamsten und verdammenswürdigsten Erfindungen von der Welt. In dieser Zeitlichkeit gibt es gewiß keine qualvolle Höllenarbeit, die mit dieser zu vergleichen wäre; obgleich das Goldgraben in den Bergwerken ebenfalls in seiner Art sehr mühsam, und mit unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten verbunden ist. Man senkt sie nämlich drei, vier, auch wohl fünf Klaftern tief ins Meer, und zwar von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang. Da müssen sie die ganze Zeit über ohne Atem zu holen unter dem Wasser herumschwimmen, und die Muscheln losreißen, worin Perlen wachsen. Haben sie ihre Netze damit angefüllt, so dürfen sie wieder empor kommen, und ein wenig verschnaufen. Nicht weit davon ist ein spanischer Henkersknecht in einem Nachen oder kleinen Boote befindlich. Ruhen sie zu lange, so stößt er sie wieder ins Wasser, oder reißt sie bei den Haaren hinein, damit sie fortfahren zu fischen. Ihre Speise besteht in Fischen, meist in den nämlichen Schaltieren, worin die Perlen wachsen, in CazabeFisch und etwas Mais; denn andere Brotarten kennt man hier nicht. Jene Speise ist sehr mühsam zu backen; mithin bekommen sie dessen nicht genug. Des Nachts müssen sie auf der Erde schlafen, und werden in den Stock geschlossen, damit sie nicht entlaufen können. Oft tauchen sie bei dieser Fischerei, oder beim Perlenfang, unter, und kommen nicht wieder empor, weil sie von Haifischen und Seehunden umgebracht und gefressen werden; denn diese zwei Gattungen von Seetieren sind so gefräßig, daß sie einen erwachsenen Menschen verschlingen können.

Da sehe man, wie christlich die Spanier beim Perlenfang verfahren! wie sie die göttlichen Gebote befolgen, worin Liebe gegen Gott und den Nächsten anbefohlen wird! wie sie um des leidigen Geizes willen, ihren Nächsten in Leibes- und Seelengefahr stürzen! Die meisten Indianer fahren ohne Glauben und Sakramente dahin. Fast alle können diese abscheuliche Lebensart nur wenige Tage ertragen; denn es ist schlechterdings unmöglich, daß Menschen, die ohne Atem zu schöpfen unter Wasser arbeiten müssen, lange leben können. Ihr Körper wird unaufhörlich von Kälte durchdrungen; ihre Brust wird vom häufigen Zurückhalten des Atems zusammengepreßt; mithin bekommen sie Blutspeien und Durchfall, und sterben daran. Ihr Haar, das von Natur schwarz ist, bekommt eine ganz andere Farbe, und wird brandrot, wie das Fell der Meerwölfe. Auf ihrem Rücken schlägt Salpeter aus; kurz, sie sehen wie Ungeheuer in Menschengestalt aus.

(Venezuela)

(...) Einst kamen sie in eine andere große Provinz, die an der Grenze des Königreichs Santa Marta lag. Hier trafen sie die Indianer in ihren Häusern und Wohnorten, über ihren Arbeiten und im tiefsten Frieden an. Lange blieben sie bei ihnen liegen, und verzehrten ihre Habe. Die Indianer bedienten sie so eifrig, als hätten sie Leben und Seligkeit von ihnen zu erwarten, und erduldeten alle ihre unaufhörliche Bedrückungen und gewöhnliche Grobheiten, die in der Tat unerträglich sind; denn ein einziger spanischer Vielfraß verschlingt in einem Tage mehr, als eine Haushaltung von zehn Indianern auf

einen ganzen Monat bedarf. Diese guten Leute gaben ihnen damals eine große Summe Goldes von freien Stücken, und erwiesen ihnen noch außerdem unendlich viel Gutes. Als die Barbaren endlich abmarschieren wollten, beredeten sie sich, ihre Hauswirte folgendergestalt zu belohnen. Der tyrannische deutsche Gouverneur - und wir halten ihn noch überdies für einen Ketzer; denn er hörte nie Messe, erlaubte auch andern nicht sie zu besuchen, und ließ noch außerdem deutliche Kennzeichen des Luthertums blicken, woran man ihn erkennen konnte - ließ so viel Indianer nebst ihren Weibern und Kindern fangen, als nur immer zu bekommen waren. Sie wurden in einen Hof, oder in einen Kreis eingesperrt, der mit Pfählen umgeben war, die man ausdrücklich hierzu verfertigt hatte. Hierauf ließ er ihnen zu wissen tun: jeder Indianer, der wieder frei sein wollte - denn sie mußten sich nach Gutbefinden dieses boshafte Gouverneurs loskaufen - müsse so viel Goldes für sich, so viel für sein Weib, und so viel für jedes seiner Kinder geben. Um sie noch kräftiger zu zwingen, gebot er, man solle ihnen nicht das geringste zu essen geben, bis sie so viel Gold herbeischafften, als er statt des Lösegeldes begehrte. Ihrer viele schickten nach Hause, ließen Gold holen, und kauften sich frei, so gut sie konnten. Man ließ sie los, und sie gingen wieder aufs Feld an ihre Arbeit, oder nach Hause, für ihre Nahrung zu sorgen. Der Tyrann aber sendete ihnen einige gierige raubsüchtige Spanier nach, die diese bedauernswürdigen Indianer, welche sich bereits losgekauft hatten, nochmals gefangen nehmen mußten. Nun sperrte man sie wieder in den umzäunten Platz, und peinigte sie wieder so lange durch Hunger und Durst, bis sie sich zum zweitenmal löseten. So gab es ihrer viel, die zwei bis dreimal weggenommen wurden, und sich eben so oft freikaufte; andere aber, die weder so viel besaßen, noch geben konnten, weil sie bereits all ihr Gold hergegeben hatten, mußten elendiglich verschmachten.

Ich verlasse nunmehr diese unglückliche, verheerte und entvölkerte Provinz, die Gold und Menschen in Menge enthielt, und in einem Tal von vierzig Meilen im Umkreis liegt, worin es mehr als einen Flecken gab, der aus tausend Häusern bestand.

Jener höllische Tyrann beschloß nunmehr, sich tiefer ins Innere des Landes zu begeben, und dort ein anderes Peru, oder vielmehr eine zweite Hölle zu suchen. Auf diesem abscheulichen Zuge schleppten er und die andern eine ungeheure Menge Indianer mit sich, denen man Lasten von drei bis vier Arroben aufbürdete, und die noch überdies an einander gekettet wurden. Ermüdete einer oder der andere, sank er vor Arbeit, Hunger und Mattigkeit darnieder, so ward ihm sogleich oberhalb des Halseisens der Kopf abgeschlagen, damit sie sich nicht bemühen durften, die andern loszuschließen, die ebenfalls am Halseisen gingen; dann fiel der Kopf auf diese, und der Körper auf jene Seite, die Last aber, welche diese Unglücklichen getragen hatten, ward unter die andern verteilt.

(Granada)

Ich sagte bereits, daß die in Indien befindlichen Spanier blutgierige wilde Hunde halten, die darauf abgerichtet sind, die Indianer zu erwürgen und in Stücken zu zerreißen. Nun sage einmal einer, er sei Christ oder nicht, ob er je in der ganzen Welt etwas Ähnliches gehört habe? Zur Verpflegung dieser Hunde, führen sie auf ihren Märschen eine Menge Indianer bei sich, die in Ketten gehen und wie eine Herde Schweine einhergetrieben werden. Man schlachtet dieselben, und bietet Menschenfleisch öffentlich feil. Dann sagt

einer zum andern: Borge mir doch einmal ein Viertel von einem dieser Schurken (Bellacos). Ich werde nächster Tage auch einen schlachten; dann gebe ich dir's wieder. Nicht anders, als wenn sie einander ein Viertel von einem Schwein oder Schöpse liehen! - Andere gehen des Morgens mit ihren Hunden auf die Jagd; wenn sie dann um Tischzeit zurück kommen, und man fragt sie: wie ging's? so geben sie zur Antwort: Recht gut! Meine Hunde haben wohl fünfzehn bis zwanzig Bellacos tot auf dem Platze gelassen! - Diese und andere teuflische Handlungen sind sogar gerichtlich und durch Prozesse erwiesen, welche diese Tyrannen mit einander führten. Läßt sich wohl etwas grausameres, abscheulicheres und unmenschlicheres denken? (...)

Damit nun ein jeglicher Christ desto mehr Mitleid mit diesen schuldlosen Völkerschaften empfinden, ihr Verderben und ihren Untergang desto mehr betrauen, hingegen den Übermut, die Habsucht und Grausamkeit der Spanier desto herzlicher verabscheuen möge; so nehme man die von mir verbürgte Wahrheit ein für allemal als ausgemacht an, daß nie ein Indianer, seit der Entdeckung Indiens bis auf den heutigen Tag, auch nur einem einzigen Christen, auf welche Art es auch immer sein möge, das geringste zuwider tat, wofern sie nicht vorher durch die Treulosigkeit, Bosheit und Raubgierde derselben dazu gereizt wurden. Sie betrachteten die Spanier vielmehr als Unsterbliche, die vom Himmel kämen, und behandelten sie so lange als solche, bis ihre Werke zu erkennen gaben, wer sie waren und was sie eigentlich wollten.

Noch muß ich folgendes hier anmerken: daß nämlich die Spanier von Anfang an bis auf den heutigen Tag sich eben so wenig darum bekümmerten, diesen Völkern den Glauben an Jesum Christum verkünden zu lassen, als wenn sie Hunde oder andere unvernünftige Tiere wären. Sie suchten vielmehr die Geistlichen recht vorsätzlich im Bekehrungswerke zu hindern, und fügten ihnen deswegen viele Leiden und Drangsale zu; denn sie befürchteten, es möchten ihnen Hindernisse dadurch in den Weg gelegt werden, so viel Gold und Schätze zusammen zu häufen, als ihre Habsucht sie hoffen ließ. In ganz Indien weiß man noch bis auf den heutigen Tag eben so wenig, wie vor hundert Jahren, ob Gott ein himmlisches Wesen, oder von Holz, oder von Erde sei. »

Menschenraub

Die Mitte des 16. Jahrhunderts ist gerade überschritten. In England lebt ein Mann namens Sir John Hawkins. Seine aufrichtige Frömmigkeit und seine große Herzensgüte werden gerühmt. Sir John ist Schiffseigner. Eines seiner Schiffe heißt «Jesus». «Jesus» ist das erste englische Sklavenschiff, Sir John der erste englische Sklavenhändler.

Europäer als Sklavenhändler - das hatte bereits Tradition. Auch als die Portugiesen im Jahrhundert zuvor nach Westafrika (Guinea) kamen, stießen sie dort auf Eingeborene, die Sklavenhandel und Sklavenwirtschaft schon kannten. Schwarze wurden versklavt, wenn sie Stammesgesetze gebrochen hatten, wenn sie in die Hand eines feindlichen Stammes gerieten oder wenn wirtschaftliche Not den Stammeshäuptling zwang, Untertanen gegen Getreide einzutauschen. Sklaven wurden bis ins 19. ahrhundert von Afrika nach Ägypten, in den Vorderen Orient und nach Indien ausgeführt.

In Portugal und Spanien gab es seit dem Mittelalter Sklaven, die bei Aristokraten und Klerikern als Hausdiener arbeiteten. Die maurischen Fürsten, die bis 1492 in Granada residierten, hielten sich ihrerseits weiße Sklaven. Diese Haussklaven waren wesentlich besser gestellt als die Leibeigenen Mitteleuropas im Mittelalter, die unter Frondienst und Naturalsteuern zu leiden hatten.

Die mittelalterlichen Christen waren davon überzeugt, daß sie berechtigt seien, alle Nichtchristen anzugreifen, auszuplündern und zu versklaven. Ganze Trupps von Mauren, Männern und Frauen, wurden nach Sevilla getrieben und dort, ebenso wie Berber und Schwarze aus Guinea, verkauft. Selbst der Papst ließ sich Maurenklaven schenken. Das «Königliche Fünftel» der Menschenware strich Isabella ein. Die Kunde vom Gold in den Ländern der Schwarzen heizte die Raubzüge der Christen beträchtlich an. In Afrika wurde damals vorexerziert, was später auch mit den Indios betrieben wurde. Menschenraub und Sklavenverkauf galten den französischen Rittern und spanischen Hidalgo als durchaus ehrenvoll, während sie den Handel mit Waren als unter ihrer Würde stehend verachteten. Raubs und Mord gehörten zum Geist des christlichen Abendlandes.

Kolumbus' Menschenjäger- und Menschenhändlergepflogenheiten wiesen ihn durchaus als Kind seiner Zeit aus. Naheliegend war für ihn die Idee, das Sortiment der Ausfuhrwaren aus der Neuen Welt durch Sklaven von den karibischen Inseln zu erweitern und dadurch die Unkosten des ganzen Entdeckungs- und Eroberungsgeschäfts zu finanzieren. In der Mischung aus Christentum und Verbrechen, Frömmigkeit und Raubsucht, Missionsinteresse und Sklavenhaltermentalität unterscheiden sich weder Kolumbus noch die anderen Conquistadoren von ihren Zeitgenossen.

Die Raubzüge wurden gewöhnlich mit der Begründung begonnen, sie dienten dazu, die Einheimischen zum christlichen Glauben zu bekehren. Unter der Anrufung Gottes und mit der Bitte um die Hilfe der Heiligen Jungfrau zogen die Menschenräuber los. «Kariben» und «Kannibalen» galten seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts von Staats wegen als vogelfrei. Einschränkende Verordnungen «zur Entlastung des Gewissens seiner Majestät» wurden übergangen. Wer Menschenfleisch fraß, «unnatürlichen Lastern» frönte oder unverbesserlicher Heide war, hatte, nach Auffassung der Christen, den Tod oder ein Sklavenschicksal verdient. Als Ketzer und Leugner Christi stand er außerhalb der kirchlichen und bürgerlichen Gesetze.

Schon die ersten Entdecker nahmen bei ihren Landungen Eingeborene, die sich ihnen freundlich näherten, heimtückisch und hinterhältig fest, um sie zu Hause als Anschauungsmaterial und Beweisstücke vorzeigen und sie als Dolmetscher für die nächste Fahrt ausbilden zu können. Kolumbus selbst sorgte damit bei seiner Reklamereise durch die Städte Kastiliens für beträchtliches Aufsehen.

Als sich die Ausbeutbarkeit und Belastbarkeit der Indios, die der Vernichtung entgangen waren, als leider nicht unbegrenzt erwies, verfiel man auf die Idee, schwarze Sklaven aus Afrika einzuführen. Dieser Menschenraub und der Sklavenhandel zwischen Afrika und

Amerika blieb über die ganze Kolonialzeit hin gesetzlich erlaubt. Er war Monopol der Krone, die die Erlaubnis dazu an Unternehmer verkaufte.

Asiento Karls V. mit dem Handelshaus der Weiser vom 12. Februar 1528:

«Da ihr, Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer, unsere Untertanen, um uns zu dienen und unseren Untertanen auf den Inseln und dem Festland West in. diens nützlich zu sein, euch anheischig gemacht habt, auf eure Kosten 50 deutsche erfahrene Bergleute aus Deutschland nach den genannten Inseln zu bringen, damit mit ihrem Fleiß und Können die Lager und Adern von Goldmetall gefunden werden, das dort vorkommt, und da ihr ebenso es übernehmen wollt, nach den Inseln Espaniola [Haiti], San Juan [Puerto Rico] und anderen Gegen. den Westindiens 4000 Negerklaven zu transportieren, wozu wir euch die Lizenz erteilt haben, befehlen wir, Folgendes vertraglich zu vereinbaren:

Wir geben euch Erlaubnis, daß ihr oder wer eure Vollmacht hätte 4000 Negerklaven, davon wenigstens ein Drittel weiblichen Geschlechts, nach den genannten Inseln und dem Festland bringen und dort verteilen könnt, gemäß der dafür euch ausgestellten Verordnung, wobei wir die Bedingung stellen, daß die angegebene Zahl von Sklaven innerhalb von vier Jahren ab Datum dieses Vertrages hinüberzubringen ist. Auf Grund der uns zustehenden Gerechtsamen von den Lizenzen und dem Almojarifazgo [Ein- und Ausfuhrsteuer] habt ihr uns 20000 Golddukatn zu zahlen ... Wir erteilen euch die Lizenz, um die Neger von diesen unseren Reichen oder vom Königreich Portugal und dessen Inseln und Ländern auf Schiffen unserer Untertanen oder des Königs von Portugal zu transportieren ... Während der vereinbarten Zeit von vier Jahren oder bis ihr alle 4000 Sklaven hinübergebracht habt, werden wir keinem Stadtrat, keiner Gesellschaft oder Einzelperson die Erlaubnis geben, um Sklaven nach Westindien zu bringen, mit Ausnahme von zwei Sklaven und nicht mehr, die jeder der dorthin neu ausreisenden Siedler und Konquistadoren mit sich führen darf ... Ihr seid verpflichtet, auf den genannten Inseln oder dem Festland die Sklaven zum Preis von 55 Dukaten für jeden und nicht für mehr zu verkaufen.»

(Archivo General de Indias. Indiferente General 421, libro 12, folio 296-297, in: Lateinamerika seit 1492, hg. von R. Konetzke Stuttgart 1971, S. 31)

Unendlicher Schaden und unvorstellbares Leid kamen über die Gefangenen und Verschleppten. Schon die Zeit vor der Verschiffung stürzte die Schwarzen in grenzenlose Verzweiflung.

Vom Ankauf der Sklaven

«Wenn die Sklaven aus dem Binnenland nach Fida [heute Ouidah in Benin] kommen, dann werden sie alle gemeinsam in eine Bretterhütte, eine Art Gefängnis gebracht, das man zu diesem Zweck in Strandnähe errichtet hat; und wenn sie den Europäern übergeben werden sollen, bringt man sie hinaus in eine weite Ebene, wo die Schiffsärzte jeden einzelnen sehr gründlich untersuchen; Männer und Frauen sind bei dieser Prozedur splitternackt. Diejenigen, die für gut und gesund befunden werden, treten auf die eine

Seite, der Rest auf die andere Seite; die Sklaven, deren Ankauf abgelehnt wurde, nennt man <Mackrons>; sie sind über 35 Jahre alt oder schon grauhaarig, oder sie haben irgendwelche Defekte an ihren Gliedern, Augen oder Zähnen; auch diejenigen mit Geschlechtskrankheiten oder anderen Gebrechen werden ausgesondert.

Nachdem so die Untauglichen ausgesondert sind, wird jedem von denen, die für gut befunden wurden, auf der Brust mit Hilfe einer glühendheißen Eisenstange ein Zeichen angebracht; man benutzt dazu bestimmte Kennzeichen der französischen, englischen bzw. holländischen Handelsgesellschaften, damit diese ihre Sklaven voneinander unterscheiden können, und man will damit verhindern, daß sie von den Eingeborenen wieder gegen minderwertigere Sklaven ausgetauscht werden, wozu diese durchaus imstande wären. Besondere Sorgfalt verwendet man darauf, daß den Frauen wegen ihrer Zartheit das Kennzeichen nicht allzu fest eingebrannt wird. Nach dem Einbrennen der Kennzeichen werden die Sklaven wieder in ihre Holzbaracken zurückgebracht, wo der Faktor sie auf seine eigenen Kosten unterhält, was ihn um zwei Pence pro Person kostet, nämlich Brot und Wasser, worin ihre ganze Ration besteht. Hier bleiben sie gelegentlich während zehn oder fünfzehn Tagen, bis die See ruhig genug ist, daß man sie an Bord nehmen kann.»

(J. Barbot: Description of Guinea, in: J. Churchill: Collection of Voyages and Travels, Bd. V, London 1732; zitiert nach: B. Davidson: Vom Sklavenhandel zur Kolonialisierung, Reinbek 1966, S. 89)

Der Menschenhandel kam in der Regel zwischen schwarzen Fürsten und weißen Kommissären zustande. Auf Sklavenmärkten wurde die menschliche Ware, durch allerlei Tricks möglichst effektiv aufgeputzt, zum Verkauf angeboten und wie ein Stück Vieh nach Wuchs, Körperkraft, Gebiß, Kraft und Geschicklichkeit taxiert.

«Ein Neger muß, um als pièce d'Inde (eine Art Markenbezeichnung für hervorragende Ware; H. W.) zu gelten, fünfzehn bis dreißig Jahre alt und von guter Konstitution sein. Ältere Neger kosten weniger. Drei kleine Neger männlichen und weiblichen Geschlechts von je zehn Jahren entsprechen einem pièce d'Inde. Ein Negersklave, der auf fruchtbarem Boden eingesetzt wird, bringt durch seine Arbeit sechshundert Livres nach westindischer Währung ein, was vierhundert französischen Livres gleichkommt, so daß er sich nach vier oder fünf Jahren abgezahlt hat.»

(P. Laparthe: Voyage au Sénégal pendant les années 1784 et 1785, Paris 1802, S. 99, zit. bei U. Bitterli: Die «Wilden» und die «Zivilisierten», München 1976, S. 103)

Vor der Einschiffung und während der Überfahrt waren die Schwarzen unsäglichen Leiden ausgesetzt, so daß viele die Nahrungsaufnahme verweigerten, Selbstmord verübten oder geistiger Umnachtung anheimfielen. Diejenigen, die überlebten, erwarteten Erniedrigung und grausame Ausbeutung auf den Plantagen Südamerikas.

Aus dem Bordtagebuch eines Sklavenfahrers

«Montag, 10. Juni (1751, H. W.). Bewölktetes Wetter und sehr kalt für diesen Himmelsstrich. Habe aus diesem Grund die Sklaven während zwei Tagen nicht an Deck gelassen und kann sie kaum in ihren Räumen warmhalten ...

Dienstag, 11. Juni. Äußerst trübes Wetter und unglaublich kalt, wenn man bedenkt, daß wir die Sonne fast im Zenit haben. Ich glaube, daß es am Michaelistag in England spürbar wärmer ist. War gezwungen, die Sklaven eingeschlossen zu halten, sogar unter vorgezogenen Segeltuchdecken. Begann gestern, sie zu scheren, und war heute morgen damit fertig ...

Mittwoch, 12. Juni. Die Sklaven diesen Morgen heraufgeholt. Sie mit frischem Wasser gewaschen. Sie beklagten sich so über Kälte, daß ich gezwungen war, sie wieder hinuntergehen zu lassen, sobald die Räume gereinigt waren. Die Leiche eines männlichen Sklaven (Nummer 84) in der See beigesetzt; der Mann litt während fast sieben Wochen an Ruhr ...

Donnerstag, 13. Juni. Diesen Morgen eine Sklavin beigesetzt (Nummer 47). Kann nicht sagen, woran sie starb; sie war aber nie richtig gesund, seit sie an Bord kam.

Sonntag, 16. Juni. Am Nachmittag wurden wir durch die Meldung erschreckt, daß es einigen männlichen Sklaven gelungen sei, das Wasser in den Lukenfässern an Deck zu vergiften, aber eine Untersuchung ergab, daß sie lediglich einige ihrer heimatlichen Fetische, wie sie es nennen, oder Talismane in ein Faß hineingetan hatten, im Glauben, dies müsse alle unausweichlich umbringen, welche daraus tranken. Falls es Gott gefallen möge, daß sie keine schlimmeren Versuche unternehmen, als uns tot zu zaubern, werden sie uns nicht viel schaden; immerhin zeigt dies, daß es an bösen Absichten nicht fehlt...

Dienstag, 18. Juni. Die Luft ist so frisch, daß die Sklaven nicht an Deck können, nicht einmal zum Essen oder Waschen. Am Vormittag an einem kleinen Stück Treibgras vorbeigekommen.

Donnerstag, 20. Juni. Diesen Morgen zwei Sklaven beigesetzt. Der eine (Nummer 140) ist an Ruhr gestorben, der andere, ein Knabe, an Nierenstein und Harnverschluß. Sklaven mit frischem Wasser gewaschen. Vier der besten Matrosen als Steuerleute ausgesucht, um das Schiff dem Breitengrad entlang zu steuern.

Samstag, 22. Juni. Der Zimmermann stellte das Beiboot fertig; es sieht nun fast so gut aus wie damals, als wir es anschafften. Am Vormittag, da es erfreulich warm war, nahm ich die Leute an Deck und wusch alle Sklaven mit frischem Wasser. Ich befürchte sehr einen neuen Ausbruch der Ruhr, wurden doch in diesen wenigen Tagen acht Sklaven davon ergriffen. Habe zwei oder drei tropische Vögel gesehen und ein paar fliegende Fische.

Sonntag, 23. Juni. Einige wenige fliegende Fische im Umkreis des Schiffes, aber noch keine Vögel und kein Treibgras. Die geographische Länge von Antigua (Kleine Antillen, H. W.) ist nach Dr. Halleys Karte und der Tafel im <Mariner's Compass> 60°50' von

London. Ich befinde mich folglich an diesem Mittag nach meiner Berechnung 132 Leguas davon entfernt, vorausgesetzt, meine Berechnung der Länge von Sierra Leone ist richtig.

Montag, 24. Juni. Einen an Ruhr gestorbenen Sklaven (Nummer 158) beigesetzt...

Dienstag, 25. Juni. Stelle noch keine Anzeichen fest, daß wir uns dem Lande nähern, außer etwas mehr fliegenden Fischen um uns; sonst nichts. Distanz nach Antigua 64 Leguas.

Mittwoch, 26. Juni. Das Beiboot umgedreht und mit Teer und Schwefel überzogen. Verschiedene kleine Stücke von Treibgras und zwei Albatrosse gesehen; wenig oder keine fliegenden Fische. Distanz nach Antigua 36 Leguas.

Donnerstag, 27. Juni. Nach meiner Berechnung sollte ich mich lediglich 8 Leguas von Antigua entfernt befinden; aber entweder täusche ich mich oder ich sollte das Land sehen, denn das Wetter ist leidlich klar.

Freitag, 28. Juni. Eine junge Sklavin, an Ruhr gestorben, beigesetzt (Nummer 172).

Samstag, 29. Juni. Verschiedene Albatrosse gesehen, Töpel und andere Vögel sowie verschiedentlich Scharen kleiner Vögel. Ebenso eine große Menge fliegender Fische rundum, aber kein Treibgras. Kein Land in Sicht. Einen männlichen Sklaven (Nummer 2) beigesetzt, der während annähernd drei Monaten an Ruhr gelitten hat. Sklaven mit frischem Wasser gewaschen.

Sonntag, 30. Juni. Zwei Schaluppen (einmastiges Segel-Frachtfahrzeug, H. W.) nach Süden segelnd gesichtet. Die ganze Nacht hindurch gut vorangekommen; bei Tagesanbruch eine Brigg (zweimastiges Segelschiff, H. W.) gesichtet, die in unserer Richtung steuert. Sie angerufen und angesprochen. Sie kommt aus New Providence und geht nach St. Christophers. Ihr Kapitän hat ihre Distanz nach Antigua auf 13 Leguas in östlicher Richtung errechnet.

Montag, 1. Juli. Die Brigg eine Legua in nordwestlicher Richtung. Um 10 Uhr vormittags im Nordosten eine Schaluppe gesichtet, die in südlicher Richtung steuert. Einen männlichen Sklaven, an Ruhr gestorben, beigesetzt (Nummer 36). Ich erwarte sehr das Land, denn ich habe nicht damit gerechnet, einen so großen Fehler in meiner Distanzschätzung zu finden.

Dienstag, 2. Juli. Sehr lästiges, böiges Wetter ... Sah bei Tagesanbruch Land und stellte zu meiner nicht geringen Überraschung fest, daß es Barbuda (Insel der nördlichen Kleinen Antillen, H. W.) war.»

(J. Newton: The Journal of a Slave Trader, London 1962, S. 56-57; zitiert nach: U. Bitterli [Hg.]: Die Entdeckung und Eroberung der Welt, Band 1, München 1981 S. 228 ff, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung)

Sklavenaufstand an Bord

«Donnerstag, den 27. November 1738. Vor dem Abendgebet hörte man die Neger miteinander schwatzen; es schien, daß sie sich stritten. Man hatte einige Mühe, sie zum Schweigen zu bringen. Die ganze Nacht über hörte man kein Geräusch mehr. Doch um fünf Uhr morgens steigen zwei von den Negern, scheinbar angekettet, durch die Luke an Deck. Sie gehen zum Wachposten, wie um sich die Erlaubnis zu erbitten, ihre Pfeifen anstecken zu dürfen. Der Posten weigert sich einige Zeit, sie passieren zu lassen. Da werfen die Neger sich auf ihn, entreißen ihm seine Waffe, versetzen ihm damit mehrere Schläge und lassen ihn für tot liegen. Im selben Augenblick stürzen andere Neger wie Rasende an Deck, der Ketten ledig und mit Stücken von Eisenstangen be. waffnet. Zwei von ihnen haben die Unverschämtheit und Kühnheit, auf das Achterkastell hinaufzusteigen. Während der eine wieder zurückweicht, geht der andere schnurstracks auf die Hängematte des Herrn Devomulin auf der Backbordseite zu. Dieser Neger geht an einigen unserer Seeleute, die nicht bewaffnet sind, vorbei. Glücklicherweise entdeckt ihn Herr Devomulin und springt aus der Hängematte, denn der Neger hatte die Absicht, ihn umzubringen. Während man sich des Negers bemächtigt, versucht dieser noch, den Maat Hermieux zu erdrosseln, doch gottlob eilt man diesem rasch zu Hilfe. Es gelingt, den Neger mit einem Tau festzuhalten, und er erhängt sich selbst.

Da springen zwei andere Neger ... auf das Achterkastell. Dort richten sie ein großes Blutbad an, denn beide sind kräftig und grausam. Der eine hat sich mit einem Jagdmesser bewaffnet, der andere hält ein Scheit, eine Art von Keule, und einen Hirschfänger in den Händen. Er behändigt eine Pistole, die nicht geladen ist. Indem sie von der Brücke aus unter das Achterkastell vordringen, bemächtigen sie sich zuerst des Bootsmannes Martin Hardy und schlagen ihn in seiner Hängematte auf brutale Weise tot. Er hatte sich zur Ruhe gelegt und deshalb den Lärm dieser Bestien nicht gehört. Die Neger brechen sodann in die Kajüte des Herrn Pierre Couran, des Zweiten Leutnants, ein, der dasselbe Schicksal erleidet. In diesem Augenblick tritt Herr Foures, der Kapitän, unter lauten Hilferufen aus seiner Kajüte heraus. Einer dieser Elenden stellt sich vor ihn hin und läßt seine Keule auf dessen Kopf niedersausen, daß der Kapitän zusammensinkt; ihn für tot haltend, läßt der Neger ihn liegen. Nach und nach kommt Herr Foures wieder zu sich. Doch zwei dieser Scheusale schlagen ihm jedesmal wieder auf den Kopf, sobald sie ihn sich bewegen sehen. Einer versetzt ihm einen Keulenschlag und einen Hieb mit dem Pistolenknauf, der andere stößt mit dem Hirschfänger zu. Nicht anders ergeht es Pierre Couran und Martin Hardy.

Auch ich selbst habe bereits zwei Schläge erhalten; der erste hat mich am Kopf getroffen, als ich die Leiter zum Achterkastell hinaufstieg, und ich bin betäubt zusammengesunken. Wieder zu mir kommend, will ich erneut emporsteigen; doch kaum habe ich den Fuß auf Deck gesetzt, erhalte ich einen solchen Schlag gegen das Knie, daß dieses zu Kopfgröße anschwillt. Ich weiß nicht, womit sie mich geschlagen haben. Sogleich ergreife ich einen Bestandteil von einer Kanone und werfe ihn meinem Angreifer an den Kopf. Er ist etwas benommen, doch nur wenig, denn sogleich macht er sich auf und davon. Da sich achtern

keine Feuerwaffen finden lassen, sehe ich mich veranlaßt, wieder herabzusteigen. Indem ich versuche, mich in den großen Mannschaftsraum zu retten, treffe ich im selben Augenblick auf Bouguer, der ebenfalls im Begriffe ist, sich in Sicherheit zu bringen. Minier, derselbige, welcher in San Yago von einer Kanonenkugel verletzt wurde, hat sich im Mannschaftsraum eingeschlossen und verbarrikadiert. Da er glaubt, es mit Negeren zu tun zu haben, will er zuerst nicht öffnen ...

Wir finden die Waffen ... Ich lade vier Pistolen. Damit schieße ich aus den Fenstern des Mannschaftsraums auf die Neger. Diese Waffen bewirken Wunder. Indem ich sie erneut lade, steige ich, eine Pistole in der Hand, durch die Fenster des Mannschaftsraums auf das Achterkastell. Auch unsere Herren Offiziere und die Matrosen haben bereits drei bis vier Pistolenschüsse abgegeben. Dadurch gelingt es ihnen, die Neger zum Hüpfen zu bringen; die einen fallen in den Verschlag, wo ich zu schlafen pflege, die andern über Bord ins Meer ...

Als der Friede wieder eingekehrt ist, stellt sich heraus, daß neun Neger fehlen. Drei von ihnen sind mit Pistolenschüssen auf dem Hinterschiff und auf der Außenplanke längs des Schiffes erledigt worden, einer hat sich erhängt, zwei sind mit Spillhölzern totgeschlagen worden und mit einem Eisenhammer, einer mit einem Bratspieß bei der Tür des Mannschaftsraums an der Laufbrücke, und zwei haben sich schließlich ertränkt. Für heute läßt man die Neger in Ruhe. Morgen werden die Schuldigen bestraft werden. Die Herren Foures und Couran sowie der Maat Martin Hardy und der Matrose Francois Chambron, die Wache halten mußten, sind von den Elenden nahezu totgeschlagen worden. Mehrere unserer Leute sind böse verletzt worden, die meisten am Kopf, und ich gehöre zu ihnen. » (D. Joulin: Journal du bord du navire «L'Africain», zitiert nach: U. Bitterli [Hg.]: Die Entdeckung und Eroberung der Welt, Band 1, S. 231 ff.)

Die Schwarzen waren dasjenige Werkzeug, das sich die Europäer aus einem Kontinent beschafften, um damit einen anderen zu berauben. Sie wurden dazu gebraucht, um die ungeheuren Reichtümer der Neuen Welt, Gold und Silber, Zucker und Kaffee, zu plündern.

Die ökonomischen Realitäten bestimmten, wie so häufig, Empfindung und Moral der Menschen und ließen keinen Zweifel daran aufkommen, daß die Sklaverei durchaus mit Religion, Humanität und Staatswohl vereinbar sei.

Nur verschämt wurden hie und da Stimmen gegen den Menschenhandel laut, zage Mitleidsregungen, Anflüge von Milde gegenüber den Elenden; zu grundsätzlicher Kritik im Namen von Menschenwürde und Freiheit konnte sich jedoch kein europäischzivilisiertes Gewissen aufschwingen. Kein Mensch gab sich Rechenschaft über die katastrophalen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und demographischen Folgen des Men

schenraubs für die Herkunftsländer der Schwarzen. Diese Einsicht war erst im 18. Jahrhundert möglich als Ergebnis der europäischen Entwicklung zur Aufklärung. Die Sklavenhändler jedenfalls waren selbst primitive und gewalttätige Unterdrückte eines Systems, dessen Gewinne in die Taschen der reichen Kaufleute in den damaligen

englischen, französischen und deutschen Metropolen flossen.

Ein Sklavenkapitän berichtet

«Bevor ich in meinem Lebensberichte fortfahre und mich zu den kleinen Abenteuern hinwende, die mir an der afrikanischen Küste begegnet sind, wolle mir der geneigte Leser über die nunmehr ergriffene Lebensart einige Entschuldigung zugute kommen lassen. <Wie?>, wird er vielleicht bei sich selbst gesagt haben, <Nettelbeck ein Sklavenhändler? Wie kommt ein so verrufenes Handwerk mit seinem ehrlichen pommerschen Herzen zusammen?> - Allein das ist es ja eben, daß dies Handwerk zu damaliger Zeit bei weitem nicht in einem solchen Verrufe stand, als seitdem man, besonders in Eng. land, wider den Sklavenhandel (und auch wohl nicht mit Unrecht) als einen Schandfleck der Menschheit geschrieben und im Parlamente gesprochen hat, und wenn er durch dies nachdrückliche Geschrei entweder ganz abgekommen ist oder doch mit heilsamer Einschränkung betrieben wird, so ist gewiß auch der alte Nettelbeck nicht der letzte, der seine herzlichste Freude darüber hat. Aber vor fünfzig Jahren galt dieser böse Menschenhandel als ein Gewerbe wie andere, ohne daß man viel über seine Recht- oder Unrechtmäßigkeit grübelte. Wer sich dazu brauchen ließ, hatte Aussicht auf einen harten und beschwerlichen Dienst, aber auch auf leidlichen Gewinn. Barbarische Grausamkeiten gegen die eingekaufte Menschenladung war nicht notwendigerweise damit verbunden und fand wohl auch nur in einzelnen Fällen statt; auch habe ich meinesteils nie dazu geraten oder geholfen. Freilich stieß ich oft genug auf Roheit und Härte; aber die waren mir leider überall, wohin der Beruf des Seemanns mich führte, ein nur zu gewohnter Anblick und konnten mir daher eine Lebensweise nicht verleiden, mit der ich schon bei meinem ersten Ausflug in die Welt vertraut geworden war und zu der ich also jetzt um so unbedenklicher zurückkehrte. Zu besserem Verständnisse des Folgenden wird es erforderlich sein, einige Worte über die Art und Weise, wie dieser Negerhandel von den Holländern betrieben wurde, beizubringen.

Da hier Menschen nun einmal als Ware angesehen wurden, um gegen die Erzeugnisse des europäischen Kunstfleißes ausgetauscht zu werden, so kam es hauptsächlich darauf an, solche Artikel zu wählen, welche Bedürfnis oder Luxus den Schwarzen am unentbehrlichsten gemacht hatte. Schießgewehre aller Art und Schießpulver in kleinen Fässern von acht bis zweiunddreißig Pfund nahmen hierunter die erste Stelle ein. Fast ebenso begehrt war Tabak, sowohl geschnitten als in Blättern, samt irdenen Pfeifen und Branntwein. Kattune von allen Sorten und Farben lagen in Stücken von 21 bis 24 Ellen sowie auch dergleichen oder leinene und seidene Tücher, deren sechs bis zwölf zusammengewirkt waren. Ebenso wenig durfte ein guter Vorrat von leinenen Lappen, drei Ellen lang und halb so breit, fehlen, die dort als Leibschurz getragen werden. Den Rest der Ladung füllten allerlei kurze Waren, als kleine Spiegel, Messer aller Art, bunte Korallen, Nähadeln und Zwirn, Fayence, Feuersteine, Fischangeln und dergleichen.

Einmal gewöhnt, diese verschiedenen Artikel von den Europäern zu erhalten, können und wollen die Afrikaner sowohl an der Küste als tiefer im Lande sie nicht missen und sind darum unablässig darauf bedacht, sich die Ware zu verschaffen, wogegen sie die eintauschen können. Also ist auch das ganze Land immerfort in kleine Parteien geteilt, die sich feindlich in den Haaren liegen und alle Gefangenen, welche sie machen, entweder an die schwarzen Sklavenhändler verkaufen oder sie unmittelbar zu den

europäischen Sklavenschiffen abführen. Allein oft, wenn es ihnen an solcher Kriegsbeute fehlt und sie neuer Warenvorräte bedürfen, greifen ihre Häuptlinge, die eine despotische Gewalt über ihre Untertanen ausüben, diejenigen auf, welche sie für die entbehrlichsten halten, oder es geschieht wohl auch, daß der Vater sein Kind, der Mann das Weib und der Bruder den Bruder auf den Sklavenmarkt zum Verkaufe schleppt. Man begreift leicht, daß es bei solchen Raubzügen an Grausamkeiten jeder Art nicht fehlen kann und daß sich alle diese Länder dabei in dem elendesten Zustande befinden. Aber ebensowenig kann auch geleugnet werden, daß die erste Veranlassung zu all diesem Elende von den Europäern herrührt, welche durch ihre eifrige Nachfrage den Menschenraub bisher begünstigt und unterhalten haben.

Ihre zum Handel ausgerüsteten Schiffe pflegten längs der ganzen Küste von Guinea zu fahren und hielten sich unter wenigen Segeln stets etwa eine halbe Meile oder etwas mehr vom Ufer. Wurden sie dann am Lande von Negern erblickt, welche Sklaven oder Elefantenzähne zu verhandeln hatten, so machten diese am Lande ein Feuer an, um dem Schiffe durch den aufsteigenden Rauch ein Zeichen zu geben, daß es vor Anker ginge; warfen sich aber auch zu gleicher Zeit in ihre Kanots und kamen an Bord, um die zur Schau ausgelegten Warenartikel zu mustern. Vor ihrer Entfernung versprachen sie dann, mit einem reichen Vorrat an Sklaven und Zähnen sich wieder einzufinden, oft jedoch, ohne darin Wort halten zu können oder zu wollen.

Gewöhnlich aber erschienen sie zu wirklichem Abschluß des Handels mit ihrer Ware am nächsten Morgen, als der bequemsten Tageszeit für diesen Verkehr. Denn da dort jede Nacht ein Landwind weht, so hat dies auch bis zum nächsten Mittag eine ruhige und stille See zur Folge. Dann steigt wieder ein Seewind auf, die Brandung wälzt sich ungestümer gegen den Strand, und die kleinen Kanots der Schwarzen können sich nicht hinaus wagen. Das Fahrzeug, welches die verkäuflichen Sklaven enthielt, war in der Regel noch von einem halben Dutzend anderer, jedes mit mehreren Menschen angefüllt, begleitet, welche alle einen Anteil an der unglücklichen Ware hatten. Allein nur acht oder höchstens zehn aus der Menge wurden mit an Bord gelassen, während die übrigen in ihren Kanots das Schiff umschwärmten und ein tolles Geschrei verführten.

Nun wurden auch die Gefangenen an Bord emporgehoben, um in näheren Augenschein genommen zu werden; die männlichen mit auf dem Rücken dergestalt zusammengeschnürten Ellbogen, daß oft Blut und Eiter an den Armen und Lenden herunterlief. Erst auf dem Schiffe wurden sie losgebunden, damit der Schiffsarzt sie genau untersuchen konnte, ob sie unverkrüppelt und übrigens von fester Konstitution und bei voller Gesundheit wären; und hierauf eröffnete sich dann die eigentliche Unterhandlung, jedoch nicht, ohne daß zuvor sowohl den Verkäufern auf dem Verdeck als ihren Kameraden in den Kanots Tabak und Pfeifen vollauf gereicht worden wären, damit sie lustig und guter Dinge würden - freilich aber auch sich um so leichter betrügen ließen.

Die europäischen Tauschwaren wurden den Schwarzen stets nach dem höchsten Einkaufspreis mit einem Zusatz von 25 Prozent angerechnet, und nach diesem Tarif galt damals ein vollkommen tüchtiger männlicher Sklave etwa hundert holländische Gulden,

ein Bursche von zwölf Jahren und dar. über ward mit sechzig bis siebzig Gulden, und ungefähr zu gleichem Preise auch eine weibliche Sklavin bezahlt. War sie jedoch nicht Mutter gewesen und ihr Busen noch von jugendlicher Frische und Elastizität (und daran pflegt es die Natur bei den Negerinnen nicht fehlen zu lassen), so stieg sie auch verhältnismäßig im Werte bis auf 120 und 140 Gulden.

Die Verkäufer bezeichneten stückweise die Artikel, welche ihnen unter den ausgelegten Waren anstanden, wogegen der holländische Einkäufer seinen Preiskurant fleißig zu Rate zog, um nach dem angenommenen Tarif nicht über neunzig Gulden hinauszugehen, wobei auch der gespendete Branntwein samt Tabak und Pfeifen nicht unberücksichtigt blieben. Fing er dann an, sich noch weiteren Zulegens zu weigern und ließ sich höchstens noch ein Stück Kattun abringen, so ward der Rückstand im geforderten Menschenpreise vollends mit geringeren Waren und Kleinigkeiten und zuletzt noch mit einem Geschenk von Messern, kleinen Spiegeln und Korallen ausgeglichen. Wie viel es übrigens bis zum gewünschten Abschluß des Streitens, Fluchens und Lärmens bei diesem Handel gegeben habe, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung; denn wenn der eigentlichen Wortführer bei den Negern auch nur zwei oder drei sein mochten, so gab es doch immer unaufhörliche Rücksprache und Verständigung mit ihren Gefährten in den Kanots, die bei dem Erfolge der Unterhaltung alle gleich sehr interessiert waren. Hatten sie dann endlich die eingetauschten Waren in Empfang genommen, packten sie sich wieder in ihre Fahrzeuge und eilten lustig, wohlbenbelt und unter lautem Hallo dem Strande zu.» (J. Nettelbeck: Des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wundersame Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt, München 1910, S. 168-174)

Einzelne spanische und portugiesische Theologen wandten sich gegen die Menschenverschleppung. Aber die herrschende Ideologie holte sich, wie so häufig, bei der Religion ihre Weihe, indem argumentiert wurde, der Tatbestand der Sklavenwirtschaft entspringe der von Gott gewollten Ordnung und sei Folge göttlicher Vorbestimmung. Die Beteiligung aller an dem Verbrechen ließ das Bewußtsein, daß es sich um ein Verbrechen handelte, erst gar nicht aufkommen. Bei dieser radikalsten aller Formen kolonialistischer Ausbeutung verlor Westafrika zwischen 1441 und 1860 mindestens 20 Millionen, vielleicht sogar 40 bis 100 Millionen Menschen.

Vor der Blüte des Sklavenhandels lebte in Afrika ein Fünftel der gesamten Menschheit. Der schwarze Kontinent hatte damals eine genauso große Bevölkerung wie Europa. Während heute die Europäer immer noch ein Fünftel der Menschheit ausmachen, schrumpfte der Anteil der Afrikaner auf ein Fünfzehntel der Weltbevölkerung zusammen. Die Industrialisierung und Entwicklung Europas zum Weltausbeuter wäre bei gleichem Aderlaß an junger, zukunftstragender Bevölkerung bei uns nie möglich gewesen.

Als die Sklaven immer teurer wurden, ergänzte man den Import durch einheimische Zucht. In den Südstaaten Nordamerikas wurden die Schwarzen wie Vieh in regelrechten Menschenfarmen gezüchtet. Spätestens mit sechzehn Jahren mußte jedes schwarze Mädchen Mutter sein. Wer mit siebzehn bereits mehrere Kinder hatte, wurde von den Landwirtschaftsvereinen wie ein gutes Zuchttier prämiert, und kräftige Neger wurden

wie Zuchtbullen von Farm zu Farm weitergereicht. Bereits vierjährige Kinder brachten auf dem Markt die stolze Summe von 200 Dollar ein. Vier Millionen Sklaven waren den Südstaaten im Bürgerkrieg Grund genug zu heftigem Widerstand gegen die Bedrohung ihres Besitzstandes.

(Vgl. G. von Pacensky: Weiße Herrschaft. Eine Geschichte des Kolonialismus, Frankfurt/M. 1979, S. 169ff.; Ernst Bartsch: Koloniale Welt im Aufbruch, Berlin [DDR] 1960)

Europas Interesse am Dreiecksgeschäft mit Afrika und Lateinamerika war begründet: Zucker, Baumwolle, Rum, Kaffee, Tabak wurden neben den Schätzen des Bodens in die europäischen Hauptstädte transportiert. Europa lieferte im Gegenzug Glas, Blechkannen, Kämmen, schlechte Stoffe, Tabak, Schießpulver, alte Waffen und Alkohol nach Afrika, wo das wertlose Zeug zum Tausch gegen schwarze Menschen ausreichte, die, nachdem sie in den Schiffsbäuchen eingepfercht waren, nach Südamerika transportiert wurden, um dort für Europa weitere Bodenschätze zu fördern und in den Plantagen für die Weißen zu schuften. Ohne die Anhäufung des Kapitals in Europa, das dieses Dreiecksgeschäft bewirkte, wären die Investitionen, die die Bedingung der europäischen Industrialisierung darstellten, nicht denkbar gewesen. Nicht Fleiß, Klugheit und Tatkraft des weißen Mannes bildeten die Grundlagen für seinen Aufstieg und seine Vormachtstellung, sondern Brutalität, grausame Verbrechen an der übrigen Menschheit und eine Ideologie, die sehr dynamisch den jeweiligen Verhältnissen und egoistischen Interessen zur Rechtfertigung des Erreichten angepaßt werden konnte.

Der Zusammenbruch der Sklavenwirtschaft kam denn auch nicht durch humanitäre Einsicht oder auf Grund moralischer Bedenken der auf ihre Zivilisation so stolzen Europäer zustande. Es war ganz einfach der wirtschaftliche Fortschritt, der neue Bedingungen diktierte. Der Maschine und den kapitalistischen Erfordernissen des Marktes war das vergleichsweise behäbige und teure Sklavensystem schließlich ein Hindernis. Jetzt durften sich die Gegner der Sklaverei zu Wort melden, und Europa ließ sich einen weiteren Schritt zur Humanisierung der Verhältnisse und des Bewußtseins seiner Menschen abtrotzen, Grund genug, sich alsbald stolz seiner Liberalität und Menschlichkeit zu rühmen.

Die Europäer beendeten ein Kapitel ihrer Geschichte, ließen sich gar zu bedauernder Rückschau herab, gingen zu einem neuen Tagesordnungspunkt über. In Afrika und Lateinamerika aber dauern die verheerenden Folgewirkungen der Sklaverei an. Jahrhundertelanger Zwang hat die Menschen geprägt, ihre Charaktere nachhaltig deformiert und menschliche Beziehungen fragwürdig gemacht. Dies gilt für Herren wie für Knechte. Die Arroganz der Macht, Sadismus und Ausschweifung sitzen tief in den Herrschenden und haben sie psychisch und moralisch korrumpiert. Allzuoft sind natürliche Loyalität, Herzlichkeit, Spontaneität der Schwarzen unter dem Zwang der Verhältnisse und dem Überlebensdrang in ihr Gegenteil verkehrt, in Gleichgültigkeit, fatalistischer Dumpfheit und Unterwürfigkeit erstarrt. Auflehnung und Rebellion machten sich angesichts der tatsächlichen Machtverhältnisse selten bezahlt. Ängstlich hatten die Weißen es stets vermieden, die Schwarzen mit Bildung und Schulung in Berührung

kommen zu lassen. Getauft und zum katholischen Glauben erzogen sollten sie freilich werden, waren sie doch für Religion, nicht aber für Bildung ansprechbar. Wie bei den Indianern, so scheute man auch bei den Schwarzen nicht davor zurück, das ganze System der Ausbeutung und Knechtung dadurch zu legitimieren, daß man auf die «animalische Natur» der Unglücklichen verwies. Die kirchliche Propaganda ihrerseits schlug die Werbetrommel und rief die Herrschenden mit dem Versprechen zu Missionsanstrengungen auf, christlich erzogene Sklaven arbeiteten freudiger und ordneten sich der Führung der Weißen widerstandsloser unter.

«Wir tragen die Vorurteile unseres herrschsüchtigen Geistes bis ans Ende der Welt»

Die Geschichte der europäischen Begegnung mit der Neuen Welt seit den Entdeckungsreisen des Kolumbus, den Beutezügen des Cortez im mexikanischen Hochland und des Pizarro durch Peru ist auf weite Strecken eine Geschichte europäischer Ignoranz, Überheblichkeit und Unfähigkeit zur Wahrnehmung fremder Kulturen und Lebensweisen.

Phantastische Neue Welt

«Der Hang zum Wunderbaren ... und die mittelalterliche Lehre von dem Vorhandensein von Menschenungeheuern (portenta) wirkten häufig in die Neue Welt hinüber und fanden neue Nahrung in den Märchen der Indianer, in den bisher unbekanntem Erscheinungen der Tierwelt, wie Ameisenbär und Gürteltier, und in der Menagerie Motecuhzoma's mit ihren Mißgestalten und Zwergen. So ist es denn nicht wunder, daß man überall von Wunderwesen fabelte, und Cortés von seinem Vorgesetzten Velázquez dienstlich Anweisung erhielt, nach Langohren, Hundsgesichtern und Amazonen Ausschau zu halten ... So wollte man denn von Leuten mit dem Gesicht auf der Brust wissen, von <Doppelnasen>, von Weibern mit so dicken Brüsten und Oberschenkeln, daß sie sich beim Laufen schürzen mußten; man sprach von Leuten mit den Fußspitzen und von anderen mit den Knien nach hinten wie Strauße, vom Tier mit dem Karfunkelstein, den Ruy Díaz Melgarejo in den Händen gehabt und als Geschenk für Philipp II. L bestimmt haben wollte, und von einem Ungeheuer gleich dem Grendel der Sage vom Beowulf, das in den Gewässern der westlichen Llanos von Venezuela und Columbia hausen sollte. Wunderbare Affengeschichten sind besonders häufig, von den so oft wiederholten Erzählungen von menschenartigen Affen, die darauf ausgehen Weiber zu überfallen und zu vergewaltigen, bis zur Geschichte vom Affenkönig, Señor de la Montaña, mit seinen beiden Pagen und seiner Rede von der Affenvolksversammlung ...»

(G. Friederici: Der Charakter der Entdeckung, Band. 1, S. 408f.)

Die Ignoranz fand ihre Stütze in der Erfahrung der Eroberer, militärisch und technisch überlegen zu sein. Diese Erfahrung schuf das nachhaltige Gefühl rücksichtsloser

Selbstgefälligkeit, das für alle Zeiten unausrottbar, ja, sich beständig regenerierend und ausweitend, bleiben sollte. Der Einsatz militärischer Gewalt und die Unfähigkeit zur Wahrnehmung und intellektuellen Verarbeitung dieser Wahrnehmung hatten einen einzigen Kern, der in der Neigung zu mannigfaltigen Formen der Diskriminierung fremder Rassen immer wieder zutage trat. «Die Verlegenheit des Europäers angesichts einer solchen Kulturberührung wich in der Regel nicht dem ernsthaften Bemühen um eine sachliche Erforschung der fremden Kultur, sondern schlug in eine unnuancierte und generelle Verurteilung des Eingeborenen um, der als <Barbar> und ‚Wilden ein für alle Mal deklassiert wurde. Indem man selbstgerecht die eigene Lebensform zur absoluten Norm erhob und alles, was davon abwich, als minderwertig und pervertiert brandmarkte, führte man eine durch keinerlei wissenschaftliche Überlegung fundierte Trennung von Kultur und Natur ein und wies dem Eingeborenen den zweiten Bereich zu, während man sich ganz selbstverständlich zum Herrn der Schöpfung einsetzte.» (U. Bitterli: Die «Wilden» und die «Zivilisierten», München 1976, S. 85f.).

Die Eingeborenenwelt war unberührte, rohe «Natur» und mußte als solche behandelt, geformt, geprägt werden; die Europäer traten als selbtherrliche Gestalter und Ordnungsgeber in ein scheinbar jungfräuliches wildes Paradies, zu dessen Besitznahme sie Glaube und Profitsucht aufforderten.

Carl von Linné: Über die verschiedenen Rassen

«Die Amerikaner haben eine rote Haut, ein galliges oder cholerasches Temperament und eine gerade Statur. Die Haare sind schwarz, gerade und dick. Die Nasenlöcher weit, das Angesicht voller Sommersprossen, ein fast glattes Kinn. Sie sind hartnäckig, fröhlich, lieben die Freiheit; sie gehen meistens nackend, bemalen sich mit roten Strichen und lassen sich durch alte Gewohnheiten beherrschen.

Die Europäer haben eine weiße Haut, ein blutreiches und sanguinisches Temperament und einen fleischigen Körper. Die Haare sind gelblich und mit Locken, die Augen blau, die Gemütsart wankelmütig, vernünftig und zu Erfindungen geschickt. Sie tragen Kleider, welche dicht an den Leib schließen, und lassen sich durch Gesetze regieren.

Die Asier haben eine braune Haut, ein schwarzgalliges oder melancholisches Temperament und eine zähe Struktur. Ihre Haare sind schwarz, die Augen sind grau, die Gemütsart ist streng; sie lieben Pracht, Hoffart und Geld, ihre Kleider hängen weit um den Leib, und sie lassen sich durch Meinungen regieren.

Die Afrikaner endlich haben eine schwarze Haut, dabei aber ein wässeriges oder melancholisches Temperament; die Haare sind wollig, schwarz und kraus. Die Haut ist sanft wie Samt, die Nase platt, die Lippen dick und aufgeworfen. Ihre Weiber haben lange niederhängende Brüste. Die Gemütsart ist boshaft, faul, nachlässig. Sie beschmieren sich mit Fett und werden durch Willkür regiert.»

(C. von Linné: Des Ritters Carl von Linné vollständiges Natursystem, hg. von Philipp

Ludwig Statius Müller, Nürnberg 1773, S. 89)

Das Ausmaß ihrer ungezügelten, raffgierigen kommerziellen Interessen wuchs proportional zu ihrem geringen Grad an Bildung. Und in dem Maße, wie sich die Tatsachen von Ausbeutung, Raub und Unterdrückung in späteren Zeiten auch dem fragenden Intellekt konfrontierten, entwickelte man Theorien und Ausflüchte zu jedermanns und auch zur eigenen Beschwichtigung. Kriegerische und wirtschaftliche Erfolge ließen moralische und humane Empfindung schnell absterben, und die beispiellosen Vernichtungsfeldzüge gegen die Eingeborenen nannte man scheinheilig Voraussetzung und Methode der «Befriedungspolitik». All dies hatte seinen tieferen Sinn, war gewissermaßen nur Konsequenz der Tatsache, die schon die antiken Philosophen, allen voran Aristoteles, formuliert hatten, als sie erklärten, daß sich die Dienstbarkeit einzelner Völker aus ihrem naturbedingten Barbarentum ableite. Europäische Ignoranz, Überlegenheitsgefühl und Unvermögen zum Verständnis fremder Kulturen gepaart mit hemmungslosen Profitinteressen führten dann zur Idee und Praxis der Sklaverei.

Die ungebremste Aktionsfähigkeit des Weißen in den Kolonien hing wohl wesentlich an der ungebrochenen Sicherheit, mit der er sein eingeschränktes Bewußtsein zur Schau stellte. Seine Grundauffassungen bezüglich seines missionarischen Sendungsauftrags, der kommerziellen Dienerrolle der Kolonien und seiner technisch militärischen Überlegenheit zog er nicht einmal ansatzweise in Zweifel. Von der Warte dieser Sicherheit herab überhörte er denn auch gezielt, was einige von ihrem Gewissen geplagte Missionare und Intellektuelle in den «Mutterländern» an der kolonialen Praxis zu kritisieren hatten.

Seit Bartolomé de las Casas verstummte diese Kritik nie ganz. Meist bezog sie sich auf besonders drastische Auswüchse kolonialer Ausbeutergier, kaum je stellte sie die europäische Kolonialpolitik grundsätzlich in Frage. Zwar beriefen sich schon im 16. Jahrhundert die Dominikaner auf Prinzipien einer allgemein verbindlichen christlichen Verantwortlichkeit den Eingeborenen gegenüber. Die Verflechtung des Missionsauftrags mit der Praxis der Zwangsarbeit aber wurde nicht in Frage gestellt, der grundsätzliche Herrschaftsanspruch der Kolonialmacht nicht in Zweifel gezogen. Zum merkantilistischen und kolonialpolitischen System schien es keine Alternative zu geben. Damals schon kam jedoch der Ruf zu Mitgefühl und Nächstenliebe gegenüber den armen Negersklaven auf, der sich in philanthropischem Spendeifer niederschlug; und bis heute hat man mit der erbitterten Befehdung durch diejenigen zu rechnen, deren Barmherzigkeit und Spendenbereitschaft man hinsichtlich ihrer Effektivität und Berechtigung in Zweifel zieht.

«Mitgefühl» und «Nächstenliebe» waren und sind allzuoft besondere Varianten westlichen Überlegenheitsgefühls, Ableger eines durchgängigen Eurozentrismus. Der Eurozentrismus, der in Haltung und Wahrnehmung der Kolonisatoren zutage trat, war Konsequenz ihrer Interessen und Antwort auf die Herausforderung der kolonialen Situation, in der sie sich vorfanden. Sie fühlten sich beständig bedroht und mußten sich stets selbst aufs neue beweisen.

Auf der Suche nach einer adäquaten Wahrnehmung der Dritten Welt muß dieser verdrängten Bedrohung nachgespürt werden. Die massive Verdrängung konnte auf die Dauer nicht verhindern, daß die Entdeckung des archaischen Menschen, wenn auch erst nach einem Zeitaufschub von einigen Jahrhunderten, bei gebildeten Europäern zu einer höchst bedeutenden, ja revolutionären Einsicht führen mußte. Es war die Erkenntnis der Relativität kultureller Lebensformen. Daraus erwuchs eine nachhaltige Verunsicherung des eigenen Standpunktes.

Die Vorstellung immer schon festgelegter und unveränderlicher Wertunterschiede wurde aufgesprengt. Zuvor war es undenkbar gewesen, daß andere Völker auf den Plan traten und auf gleiches, nämlich allgemeines Recht und auf den gleichen Anspruch auf ein glückliches Dasein pochten. Was man bisher in Europa unangefochten als universell verbindliche Denk- und Lebensweisen angesehen hatte, galt unter anderen Lebensbedingungen möglicherweise keineswegs mehr so, und ließ man erst die Idee der Gleichartigkeit der menschlichen Natur in ihrer Konsequenz gelten, so war abzusehen, daß am Ende andere, von der eigenen unterschiedene, Daseinsformen möglicherweise als wertvoller angesehen werden mußten.

Mit solchen zaghaften, aber nicht minder selbstbedrohlichen Überlegungen schickte sich das Aufklärungszeitalter an, die Entdeckung der Neuen Welt auch gedanklich zu verarbeiten. Langsam aber nachhaltig wurde damit das europäische Selbstbewußtsein verunsichert. «Vor dem verwirrend reichen Spektrum exotischer Lebensformen gewann die eigene Kultur in den Augen kritischer Betrachter eine neue Transparenz, aber auch Fragwürdigkeit. Jede neue Erfahrung, sagten sich die <philosophes>, zwingt dazu, das bisher Geglaubte wieder neu in Frage zu stellen - und eine solche Erfahrung von höchst befruchtender Folgewirkung war der neugewonnene Begriff der eigenständigen Relevanz der Fremdkultur.» (U. Bitterli: Die «Wilden» und die «Zivilisierten», S. 209)

Nachdem die Dritte Welt den Reichtum der Ersten genährt hatte, begann sie in der Aufklärungszeit auch, die Alte Welt aus ihrer kontinentalen geistigen Beschränktheit aufzurütteln. Nach Jean Jaques Rousseaus «Discours sur l'originalité de l'inégalité parmi les hommes» von 1755 setzte eine vertiefte Reflexion des wechselseitigen Verhältnisses von Europa und der Neuen Welt ein.

Die europäische Theologie trat, um den Anschluß an ihre Zeit nicht zu verlieren, von einem Standbein aufs andere: von der starren und exklusiven Betonung der göttlichen Offenbarung als alleiniger Basis der Naturbetrachtung zur Erinnerung an das Dogma der Schöpfung als Wort Gottes, was dem Interesse an der Forschung und Freiheit ihrer Darstellung förderlich war. Jetzt konnten Gedanken Michel de Montaignes (Essai, Bordeaux 1582) aus dem 16. Jahrhundert, der die Fähigkeit der Europäer zur konsequenten Verarbeitung der kolonialen Kulturkontakte grundsätzlich bezweifelt hatte, wieder aufgenommen werden; die Fähigkeit zur Infragestellung der eigenen kulturellen Position wuchs, ja, eine Abkehr von eurozentristischer Betrachtungsweise wurde gefordert.

Auf längere Sicht war die Überzeugung von der Vorbildlichkeit der Europäer also nicht zu halten. Die Gaben ihrer Zivilisation, die sie den «Wilden» angeboten hatten, erschienen mit einem Mal als fragwürdig, und man überlegte, ob die Indianer in ihrem ursprünglich glücklicheren und «tugendhafteren» Leben nicht hätten belassen werden sollen. Je stärker den Intellektuellen des 18. Jahrhunderts ihre eigene Umwelt und Zivilisation kritisierenswert erschien, um so rosiger und paradiesischer schilderten sie das Dasein der Wilden in ihrem ursprünglich unberührten Zustand.

Diese utopischen Paradiesesschilderungen waren, recht betrachtet, nur eine geschickte und verfremdete Form, mit Staat, Gesellschaft und Kirche in Europa selbst ins Gericht zu gehen. Die europäische Zivilisation erschien nun als Verirrung und Entartung, das Christentum als Perversion des Geistes und der Vernunft, die monarchische Herrschaftsform als Mittel der Unterdrückung des Individuums und das Privateigentum als Quelle allen Übels. Aus Europäern, die die Barbaren belehren wollten, waren belehrte europäische Barbaren geworden. Jonathan Swift und Diderot stimmten in diese Kritik ein. Auch Voltaire (*Essai sur les moers et l'esprit des nations*, Bäle 1754) kritisierte das Eigene in der Beschreibung des Fremden und erkannte, daß die Wahrnehmung der fremden Kultur immer dann fehl geht, wenn sie auf der Grundlage eigener Prinzipien und Gewohnheiten zustande kam. «Wir tragen die Vorurteile unseres herrschsüchtigen Geistes bis ans Ende der Welt.» (*Essai sur les moeurs*, Bd. 1, Paris 1963, S. 222) Da die Zivilisierten wie die Eingeborenen seiner Meinung nach demselben Status der Wildheit entsprungen sind, schien letzteren gegenüber eine Haltung humaner Solidarität angemessen. Außerdem zeigten die Zivilisierten ständig, daß Barbarei nicht einen Zustand darstellt, den sie überwunden hatten. Man sieht, wie das Interesse nicht auf ein besseres Verständnis des Fremden, sondern auf eine effektivere und anschaulichere Kritik der eigenen Zustände ausgerichtet ist.

Die bisherige offensichtliche Diskriminierung war damit einer latenten und verborgenen gewichen. Die Entdeckung, daß fremde Zeiten und Kulturen nicht am eigenen Ideal gemessen werden dürfen (J. G. Herder: *Ideen zur Philosophie einer Geschichte der Menschheit*, Riga/Leipzig 1785-1791 und ders.: *Auch eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit*, Leipzig 1774), blieb gefährdet und mußte stets wieder neu formuliert werden. Jedes Zeitalter, jede Kultur trage den Mittelpunkt ihrer Glückseligkeit, das heißt den Maßstab, nach dem sie zu messen sei, in sich selbst, meinte Herder. Manche Aufklärer wollten diesen Mittelpunkt intuitiv und emotional erfüllen, die anderen ließen sich von der Idee der allgemeinen Vernunftbegabung des Menschengeschlechts leiten. Die Annahme einer elementaren Gleichheit in der intellektuellen Begabung aller Menschen machte in der Zeit der Aufklärung einen radikalen Rassismus unmöglich, wie er im 19. und 20. Jahrhundert aufs neue (einem Rückfall ins 15. bis 17. Jahrhundert gleichkommend) erstand. Die aufklärerische Erkenntnis vom Pluralismus der Kulturen, der Gleichartigkeit der Gattung Mensch, der rechtlichen Gleichstellung aller Menschen, der Dynamik der Geschichte kritisierte den brutalen geistigen und materiellen Zugriff Europas in Übersee, aber sie ließ ihn in neuem, verfeinerten Gewand wieder erstehen: An die Stelle von Zwangsmissionierung trat Ausbildung, an diejenige der gewaltsamen Landokkupation «friedliche» Urbarmachung des Bodens und Intensivierung der Handelskontakte, an die Stelle militärischer Intervention rückten kulturelle Förderung

und Einflußnahme. Das kulturelle Sendungsbewußtsein Europas und die alten Weltherrschaftsansprüche ließen sich durch aufklärerisches Gedankengut nicht nachhaltig erschüttern.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Die Neue Welt

In ihrer Mischung aus frappierender Scharfsichtigkeit und penetranter Ignoranz bieten uns Hegels Darlegungen über die Neue Welt in seiner «Philosophie der Weltgeschichte» eine Ahnung von der Einstellung der gebildeten Europäer des frühen 19. Jahrhunderts. Diese Einstellung wirkt bis in unsere Zeit fort. So maßgeblich wie unanfechtbar und folgenreich ist die «Einsicht», daß diese Neue Welt nicht nur sozial und kulturell, sondern auch physisch jung, das heißt unausgereift ist. Die geistige Unreife seiner Bewohner entspricht der geographischen des Landes. So war es ganz natürlich, daß seine Kultur, «sowie der Geist sich ihr näherte», der europäische, untergehen mußte. Die lethargischen Eingeborenen fühlten sich, als sie den «Hauch der europäischen Tätigkeit» spürten, einem Sturmwind ausgesetzt. Kein Wunder, daß sich die schwachen, ungebildeten in den hochgebildeten und starken Völkern aus Europa verloren.

Wenige sind es, die in Südamerika dennoch etwas gelten, und ihre Geltung leitet sich aus ihrem Anteil an europäischem Blut ab. Die Kreolen sind es, die Selbstgefühl entwickelten und denen Selbständigkeit, Streben und Unabhängigkeit hohe Werte sind. Deshalb ist es eine harte, aber wichtige Aufgabe der Europäer, in die unbedarften Südamerikaner ein dem europäischen ähnliches Selbstgefühl einzupflanzen. Das macht die eigentliche Mission Europas in der Neuen Welt aus.

Daraus leitet sich natürlich auch das Verhältnis des Europäers zum Amerikaner ab. Es ist eine Art Kindschaftsbeziehung. Auf diese Weise kann der «Schatz» des europäischen Selbstgefühls und der europäischen Kultur auch in den neuen Erdteil verpflanzt werden ...

«Die Welt wird in die Alte und Neue geteilt, und zwar ist der Name der Neuen daher gekommen, weil Amerika und Australien den Europäern erst spät bekannt geworden sind. Aber es ist kein bloß äußerlicher Unterschied, sondern die Einteilung ist wesentlich: diese Welt ist nicht nur relativ, sondern überhaupt neu, in Ansehung ihrer ganzen eigentümlichen Beschaffenheit, physikalisch und politisch. Ihr geologisches Altertum geht uns nichts an. Ich will ihr die Ehre nicht absprechen, daß sie nicht auch gleich bei Erschaffung der Welt, wie man es nennen will, dem Meere enthoben worden sei. Doch zeigt das Inselmeer zwischen Südamerika und Asien eine physische Unreife auch dem Ursprunge nach. (...)

Die Neue Welt mag auch einst mit Europa und Afrika zusammengehangen haben. Nur ist es mit dem atlantischen Lande in der neuen Zeit so gegangen, daß es wohl eine Kultur gehabt hat, als es von den Europäern entdeckt wurde, diese aber durch den Zusammenhang mit ihnen zunichte wurde; die Unterwerfung des Landes war ihr Untergang. Von Amerika und seiner Kultur, wie sie namentlich in Mexiko und Peru sich ausgebildet hatte, haben wir zwar Nachrichten, aber bloß die, daß dieselbe eine ganz

natürliche war, die untergehen mußte, sowie der Geist sich ihr näherte. Physisch und geistig ohnmächtig hat sich Amerika immer gezeigt und zeigt sich noch jetzt so. Denn die Eingeborenen sind, nachdem die Europäer in Amerika landeten, allmählich an dem Hauche der europäischen Tätigkeit untergegangen. Auch an den Tieren zeigt sich dieselbe Untergeordnetheit wie bei den Menschen. Die Tierwelt weist Löwen, Tiger, Krokodile auf; aber diese haben zwar die Ähnlichkeit mit den Gestaltungen der Alten Welt, sind aber in jeder Rücksicht kleiner, schwächer, unmächtiger. Wie man versichert, sind die Tiere selbst nicht so nahrhaft wie die Lebensmittel, die aus der Alten Welt gezogen werden. Es gibt dort unermeßliche Mengen von Hornvieh; europäisches Rindfleisch aber gilt für einen Leckerbissen.

Was das Menschengeschlecht betrifft, so sind von den Nachkommen der ersten Amerikaner wenige mehr übrig, indem gegen sieben Millionen Menschen ausgerottet worden sind. Die Bewohner der westindischen Inseln sind ausgestorben. Überhaupt ist die ganze amerikanische Welt untergegangen, von den Europäern verdrängt worden. Die Stämme des nördlichen Amerika sind teils verschwunden, teils haben sie sich unter der Berührung mit den Europäern zurückgezogen. Sie verkommen, so daß man sieht, sie haben nicht die Stärke, sich den Nordamerikanern in den Freistaaten anzuschließen. Solche schwach gebildeten Völker verlieren sich in der Berührung mit höher gebildeten Völkern von intensiverer Bildung mehr und mehr. (...)

In Südamerika und Mexiko sind die Einwohner, die das Bedürfnis der Unabhängigkeit empfinden, die Kreolen, aus der Vermischung mit Spaniern und Portugiesen entstanden. Nur sie sind zu dem höhern Selbstgefühl, dem Emporstreben nach Selbständigkeit, Unabhängigkeit gekommen. Sie geben daselbst den Ton an. Es gibt, wie es scheint, nur wenige einheimische Stämme von gleichem Sinne. (...)

In Südamerika ist übrigens eine größere inländische Völkerschicht erhalten geblieben. Dabei wurden dort die Eingeborenen viel gewalttätiger behandelt und zu harten Diensten verwendet, denen ihre Kräfte wenig gewachsen waren. Auf jede Weise wird der Einheimische dort zurückgesetzt. Man muß in den Reisebeschreibungen lesen, welche Sanftmut und Trieblosigkeit, Demut und kriechende Unterwürfigkeit gegen einen Kreolen und mehr noch gegen einen Europäer sie haben; und es wird noch lange dauern, bis die Europäer dahin kommen, einiges Selbstgefühl in sie zu bringen. Man hat sie in Europa gesehen, geistlos und von geringer Fähigkeit der Bildung. Die Inferiorität dieser Individuen in jeder Rücksicht, selbst in Hinsicht der Größe, gibt sich in allem zu erkennen. (...)

Ein Geistlicher hat, wie ich mich gelesen zu haben erinnere, um Mitternacht eine Glocke läuten lassen, um sie an Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten zu erinnern, weil sie selbst nur dies sich nicht hätten einfallen lassen. (...)

So stehen die Amerikaner da als unverständige Kinder, die von einem Tage zum andern fortleben, fern von höhern Gedanken und Zwecken. Die Schwäche des amerikanischen Naturells war ein Hauptgrund dazu, die Neger nach Amerika zu bringen, um durch deren Kräfte die Arbeiten verrichten zu lassen; denn die Neger sind weit empfänglicher für

europäische Kultur als die Indianer. (...)

Ein Engländer erzählt, in dem weiten Kreise seiner Bekanntschaften seien ihm wohl Beispiele begegnet, daß Neger geschickte Arbeiter, Handwerksleute, auch Geistliche, Ärzte usw. geworden seien. Von Eingeborenen aber, die alle frei waren, konnte jener Engländer nur einen einzigen angeben, der es dahin brachte, zu studieren und ein Geistlicher wurde, der aber bald gestorben ist, indem er sich den Hals abgesoffen hatte. (...)

Wenn jetzt von freien Bürgern Südamerikas die Rede ist, so bezieht sich das auf Völker, die aus europäischem, asiatischem und amerikanischem Blute stammen. Die eigentlichen Amerikaner fangen jetzt erst an, sich in die europäische Bildung hineinzubilden. Und wo sie bestrebt sind, sich selbständig zu machen, da sind sie durch ausländische Mittel dazu befähigt worden: die Kavallerie der Ljanos zeichnet sich aus; sie aber benutzt das europäische Pferd. Doch sind alle jene einheimischen Staaten jetzt noch in ihrer Bildung begriffen und treffen mit den Europäern noch nicht in einer Linie zusammen. (...)

Da nun die ursprüngliche Nation geschwunden oder so gut wie geschwunden ist, so kommt die wirksame Bevölkerung meist von Europa her, und was in Amerika geschieht, geht von Europa aus. Der Überfluß von Europa hat sich nach Amerika hinübergeworfen. (...)

Die Anhäufung europäischer Mittel und europäischer Geschicklichkeit befähigte sie, dem großen noch brachliegenden Boden etwas abzugewinnen. Auch ein Zufluchtsort ist dieser Boden geworden, wo sich der Auswurf von Europa hingemacht hat. In der Tat bietet diese Auswanderung viele Vorteile dar, denn die Auswandernden haben vieles abgestreift, was ihnen in der Heimat beengend sein konnte, und bringen den Schatz des europäischen Selbstgefühles und der europäischen Kultur mit ohne die Lasten desselben; und für die, welche anstrengend arbeiten wollen und in Europa die Quellen dazu nicht fanden, ist in Amerika allerdings ein Schauplatz eröffnet. (...)

In der elementarischen Rücksicht ist Amerika noch nicht fertig, noch weniger in Rücksicht auf politischen Zusammenhang. Es ist gewiß ein unabhängiger, mächtiger Staat, der aber noch in Bildung seiner elementarischen Momente begriffen ist. Erst wenn das Land ganz in Besitz genommen sein, wird eine gefestigte Ordnung der Dinge eintreten. Die Anfänge dazu, die dort vorhanden sind, sind europäischer Natur. Jetzt kann dahin noch immer der Überschuß aus den europäischen Staaten abgesetzt werden; wenn aber das aufhören wird, dann kehrt das Ganze in sich zurück, und setzt sich in sich hinein. (...) Deshalb geht auch uns dieser Staat nichts an, auch nicht die andern amerikanischen Staaten, die noch im Kampfe wegen ihrer Selbstständigkeit stehen. Nur sein äußerliches Verhältnis zu Europa kommt in Betracht, daß Amerika ein Annexum ist, das den Überfluß von Europa aufgenommen hat. Dieser Weltteil war teils bereits vorübergegangen, als er mit uns in Berührung kam, teils ist er noch nicht fertig.

Amerika ist somit das Land der Zukunft, in welchem sich in vor uns liegenden Zeiten, etwa im Streite von Nord- und Südamerika, die weltgeschichtliche Wichtigkeit

offenbaren soll; es ist ein Land der Sehnsucht für alle die, welche die historische Rüstkammer des alten Europa langweilt. Napoleon soll gesagt haben: Cette vieille Europe m'ennuie. Amerika hat von dem Boden auszuscheiden, auf welchem sich bis heute die Weltgeschichte begab. Was bis jetzt sich hier ereignet, ist nur der Wiederhall der Alten Welt und der Ausdruck fremder Lebendigkeit; und als ein Land der Zukunft geht es uns überhaupt hier nichts an. Der Philosoph hat es nicht mit dem Prophezeien zu tun. Wir haben es nach der Seite der Geschichte vielmehr mit dem zu tun, was gewesen ist und mit dem, was ist, - in der Philosophie aber mit dem, was weder nur gewesen ist, noch erst nur sein wird, sondern mit dem, was ist und ewig ist, - mit der Vernunft, und damit haben wir zur Genüge zu tun.»

(Hegels sämtliche Werke, hg. von G. Lasson, Band VIII: Philosophie der Weltgeschichte, Leipzig 1920, S. 189 ff.)